This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Basler Taschenbuch

auf das Jahr 1864.

Herausgegeben

von

Dr. D. A. Fechter.

Zwölfter Jahrgang.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Zu Seite 120.

Basler-Taschenbuch

auf

das Jahr 1864.

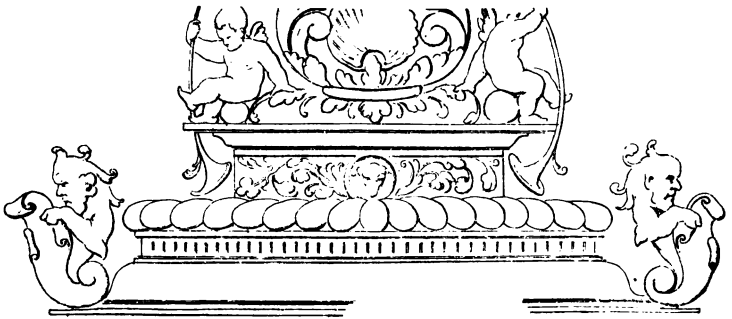
Herausgegeben

von

Dr. D. A. Fechter.

Zwölfter Jahrgang.

Basel.
Schweighauserische Verlagsbuchhandung.
1864.



Zu

Basler-Taschenbuch

auf

das Jahr 1864.

Herausgegeben

von

Dr. D. A. Fechter.

Zwölfter Jahrgang.

Basel.
Schweighauserische Verlagsbuchhandung.
1864.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
AUG 14 1974

Zu Seite

Vorwort.

Das vorliegende Taſchenbuch, deſſen Erſcheinen durch Mitwirkung bewährter Kräfte ermöglicht worden iſt, bietet einen Stoff dar, welcher den verſchiedenartigſten Gebieten der Geſchichte angehört. Die Sittengeſchichte und das Polizeiweſen, die Kunſtgeſchichte, die Kriegsgeſchichte finden dießmal in unſerm Bändchen ihre Vertreter. — Die Geſchichte des Gaunerthums hat in neuerer Zeit ausführliche Bearbeitungen gefunden; nichts deſto weniger wird aber die Bearbeitung von Herrn Krapf ein beſonderes Intereſſe dadurch in Anſpruch nehmen, daß ſie ſpeciell das Gaunerthum unſers Vaterlandes in's Auge faßt und daſſelbe in ſe

ſchiedenen Phaſen bis in die neueſte Zeit verfolgt. — In dem Aufſatze über die Goldſchmiedriſſe aus dem XV. und XVI. Jahrhundert macht der als Kenner der Kunſt und Kunſtgeſchichte anerkannte Herr Verfaſſer uns mit einem Schatze in der Kunſtſammlung unſers Muſeums bekannt, welcher vielleicht noch wenigen unſrer Leſer zur Kenntniß gekommen iſt. Das dem Titel beigefügte Abbild eines Holbeiniſchen Riſſes zu einem reich geſchmückten Becher iſt wohl geeignet, das Intereſſe für dieſe Sammlung von alten Riſſen zu erwecken. Die beigefügten Namen von Basler Goldſchmiede aus jener genannten Zeit ſind zwar leere Namen; vielleicht mag aber ſpäter einer oder der andere noch ſeine Stelle in der Kunſtgeſchichte Baſels finden; ein ſolches Prognoſtikon möchten wir dem Hans Rutenzwig ſtellen. — Durch die von ſtaatswegen angeordnete ſchöne Feier der Schlacht bei St. Jakob iſt unſrer Bürger- und Einwohnerſchaft jene große That wiederum friſch in das Gedächtniß zurückgerufen worden. Um ſo paſſender mag es ſein, gerade jetzt einige bisher noch unbekannte, nur handſchriftlich vorhandene Berichte über dieſe Schlacht, welche dem Herausgeber durch die verdankenswerthe Vermittlung unſrer h. Regierung zur

Kenntniß gekommen ſind, zu veröffentlichen. Unter den vier aufgeführten Berichten machen wir namentlich auf den officiellen von Bürgermeiſter und Rath von Baſel (IV) aufmerkſam. Daß wir auch den noch ungedruckten Bericht Schodolers über dieſe Schlacht, welcher den Typus einer zeitgenöſſiſchen Aufzeichnung an ſich zu tragen ſcheint, als eine Beilage beigefügt haben — daran glauben wir nichts Unpaſſendes gethan zu haben. — Der Inhalt des letzten proſaiſchen Stückes gehört zwar nicht unſerm Vaterlande, noch weniger unſrer Vaterſtadt an; wir glauben aber die Aufnahme deſſelben in unſer Taſchenbuch mit der Tendenz deſſelben doch inſofern vereinigen zu können, als er die Erlebniſſe eines als Militär ausgezeichneten Baslers enthält, der auch ſpäter eine hohe Stelle in der eidgenöſſiſchen Armee bekleidet hat. Die Unmittelbarkeit der Darſtellung, die friſchen, lebendigen Farben, mit denen der Verfaſſer die Campagnen in Spanien von 1808 und 1810, welche er mitgemacht hat, und ſeine eignen Erlebniſſe ſchildert, bieten für jeden Leſer des Anziehenden genug; für die Geſchichte der eidgenöſſiſchen Völker in Frankreich aber liefert dieſe Erzählung keinen unwichtigen Beitrag. — Als poetiſche Beigabe

hat Herr Prof. Reber einen Abſchnitt aus ſeiner poetiſchen Bearbeitung des Lebens von Bruder Klaus gegeben, der ſich an die in den beiden vorhergehenden Bändchen enthaltenen anſchließt.

Baſel den 3. Dezember.

Der Herausgeber.

[illegible]

[illegible]

Vorwort.

Zur Geschichte [illegible]

[illegible]

Ueber [illegible]

[illegible]

[illegible]

Vier [illegible]

[illegible]

[illegible]

Bruder [illegible]

[illegible]

Erinnerungen [illegible]

[illegible]

Die auf [illegible]

[illegible]

Zur Geſchichte

des

Sauerthums in der Schweiz.

Von

J. Kopf v. Reding.

Es erbt ſich Unrecht und Verbrechen
Wie eine ewige Krankheit fort.

Verbrechen ſind ſo alt, als die zum Staate organiſirte menſchliche Geſellſchaft. Das Verbrechen iſt die Negation desjenigen Rechtes, welches dieſe Geſellſchaft zum Beſtand ihrer Freiheit nöthig hat, ſei das Recht durch die Natur, durch Vertrag, oder durch Geſetzgebung geſchaffen. Wie aber der Inhalt des Rechtes von den Bedürfniſſen der betreffenden Geſellſchaft, des betreffenden Staates abhängig iſt, ſo iſt es auch je nach Zeit und Ort verſchieden und äußert ſich dieſe Verſchiedenheit bei ein und demſelben Volke je nach Zeit und Umſtänden wieder anders. Der religiöſe, ſittliche und nicht am wenigſten der nationalökonomiſche Zuſtand des Volkes wirken auf die Geſtaltung ſeines Rechtes mächtig ein. Mit den intellektuellen und materiellen Fortſchritten ſoll auch das Recht Schritt halten, wenn es nicht im blühenden Volksleben als alte Ruine da ſtehen ſoll. Das Recht hat deßwegen ſeine Geſchichte. Eine ſolche Geſchichte hat aber auch ſein Gegen-

Es hat sich nun in der Geschichte des Verbrechens gezeigt, daß auch die Verübung desselben organisirt worden ist. Der Rechtsorganisation des Staates gegenüber trat die Organisation des Verbrechens zum Gewerbe auf, das Gaunerthum. Ich halte dafür, daß auch das Gaunerthum so alt, als der Staat ist. Einige zwar wollen das Christenthum für die Entstehung desselben verantwortlich machen, weil es den Bettel eingeführt, offiziell beschützt und die Bettler zu unterstützen befohlen, auch Anlaß zur Vagabundität gegeben habe. Hieran ist nur wahr, daß das Christenthum im Mittelalter den Bettel duldete, gerade wie auch die weltliche Macht zu schwach war, ihn zu verhindern, und daß kirchliche Zustände und Einrichtungen ihn begünstigten. Schon im neunten Jahrhundert schreiben wiederholte Capitularien vor, die Armen im Lande zu unterstützen, damit sie nicht zu Bettlern, Vaganten und Uebelthätern werden. Der Bettel an sich wurde zwar unmittelbar vor den Zeiten der Reformation der Gaunerei gleichgestellt; er war aber damals und ist es jetzt noch, wie so viele andere soziale Zustände und Einrichtungen, nur der Deckmantel, unter welchem der Gauner sich und sein Gewerbe verbirgt.

Ich vindizire dem Christenthum dagegen das Verdienst, zuerst dem Staate die Möglichkeit verschafft zu haben, das in ihm schleichende Gift der Gaunerei zu sehen, zu erkennen und die Gesellschaft davor zu warnen, vielleicht auch zu schützen. Wir lesen im Mittelalter von keinem Stand der Gauner, wie wir davon seit dem Mittelalter lesen und heutzutage ihn mit eignen Augen sehen. Es kommen wohl in der Bibel Mörder, Banden loser Leute, im

Homer Räuber, Seeräuber, bei den Römern famosi latrones, praedones, piratae vor, und in Römiſchen Romanen, z. B. bei Apulejus werden Räuberbanden beſchrieben. Auch Cicero de Offic. II, 11 redet von Geſetzen der Diebe und nennt mehrere Diebsbanden. Die Geſellſchaft machte ſich aber deren Beſtand nicht klar, ſie erkannte nicht die vollſtändige Organiſation derſelben, weil ſie ihre eigene rechtliche Organiſation entweder gar nicht oder dann nur einſeitig und halb begriffen hatte, ähnlich wie es noch in neuerer Zeit gegenüber den „Chouans“ und neuſtens gegenüber den „Briganti“ vorkommt, in welchen die Einen Räuber, die Andern politiſche Märtyrer ſehen. (Vgl. aus frühern Zeiten bei Gibbon Röm. Geſch. Cap. 25, Tit.: die Sachſen.) Ohne Zweifel hat es auch Gauner in den großen Städten des Alterthums gegeben; es iſt uns aber darüber ſehr wenig aufbewahrt worden. Erſt in den chriſtlichen Schriften und in den Verordnungen der fränkiſchen Kaiſer tritt uns das Gaunerthum als ein Weſen, eine Exiſtenz entgegen.

Die Organiſation des Verbrechens, das Gaunerthum, äußert ſich in folgenden Erſcheinungen:

1. Der Gauner macht ſich das Verbrechen zum Geſchäft, erhebt es zur Induſtrie und betreibt es als Gewerbe nach gewiſſen Kunſtregeln.

2. Er wählt, Jeder für ſich, eine gewiſſe Art des Verbrechens und der Vollbringung deſſelben, in der er es zur Virtuoſität bringt.

3. Wenn nöthig, geht er zur Verübung der Verbrechen Verbindungen mit andern Gaunern ein.

4. Alle Genossen der Gaunerei haben sich eine Sprache gebildet, durch welche sie sich unter einander verständigen und hinwiederum Nichtgenossen absöndern können.

5. Sie benutzen soziale Zustände und Einrichtungen, unter deren Deckmantel sie mit gröster Sicherheit ihre Verbrechen ausführen können (namentlich dient ihnen hiezu ein mehr oder weniger geduldetes Vagantenthum) als Bettler, reisende Gesellen, Hausirer, Touristen u. s. w.

6. Sie sind unter sich oft durch Verwandtschaft und gegenseitiges Interesse enge verbunden.

Wir werden nun sehen, daß diese Merkmale des Gaunerthums sich schon in sehr frühen Zeiten nachweisen lassen und sich bis auf die neueste Zeit erhalten und vervollkommnet haben.

Die erste Spur von in Deutschland vorkommenden Gaunern finden wir, jene Stellen, welche Armenunterstützung befehlen, damit die Armen nicht zu Verbrechern werden, nicht mitgerechnet, in Capitularien der fränkischen Könige.

Capitel 45 des Capitulare I. incerti anni sagt: Ut mangones et cotiones et nudi homines qui cum ferro vadunt, non sinantur vagari et deceptiones hominibus agere; und ebendaselbst Cap. 40: Ut nemo sit, qui ariolos sciscitetur, vel somnia observet, vel ad auguria intendat; nec sint malefici, nec incantatores, nec phitones, nec cauculato-

res, nec tempestarii vel obligatores. Et ubicumque sunt emendentur vel damnentur.

Weiter verfügt Cap. 34 appendicis I. ad lib. 4, capitt. C. M. Ut isti mangones et cotiones, qui vagabundi vadunt per istam terram, non sinantur vagari et deceptiones hominum agere; nec isti nudi cum ferro, qui dicunt, se data poenitentia ire vagantes. Melius videtur, ut si aliquod inconsuetum et capitale crimen commiserint, in uno loco permaneant laborantes et servientes et poenitentiam agentes secundum quod canonice sibi impositum sit.

Und endlich c. 379, lib. 6, capitt. Caroli Magni: Item ut isti mangones et cotiones, qui sine omni lege vagabundi vadunt per istam terram, non sinantur vagari et deceptiones in hominibus agere; nec isti, qui nudi cum ferro dicunt alicubi datam sibi poenitentiam, vagantes discurrant. Melius enim videtur etc. ut supra.

In diesen Stellen finden wir bereits mehrere Merkmale des Gaunerthums, wie es sich später weiter entwickelt hat. [1])

---

[1]) Der wörtliche Sinn derselben ist:

„Daß jenen Händlern und Hoblern, welche umher vagiren, nicht mehr gestattet sein soll, im Lande herumzuziehen und die Leute zu betrügen; ebensowenig als jenen Buben, welche ohne Hosen und mit Messern umhergehen unter dem Vorwande, daß ihnen eine auferlegte Buße das Pilgern befehle. Es ist besser, daß diejenigen, welche irgend ein außerordentliches Halsverbrechen begangen haben, an einem

Die Capitularien ſtellen ſich Leute vor, welche einem Vagabundenleben ergeben ſind und ſich unter verſchiedenen Geſtalten als Betrüger herumtreiben.

Es ſind dieß die Mangones, eigentlich Hauſirer, Henkerknechte, Maquignons, Unterhändler, Diebe;

ſodann die Cotiones, die ungefähr das Nämliche ſind, wie die Mangones, woher der Name Coquin, Kauz, als Bezeichnung eines heuchleriſchen Betrügers.

Wir finden dieſe Leute ſpäter in eidgenöſſiſchen Abſchieden als Menger, d. i. Spengler und Keßler, als Hodler [1]), woher Hudel- und Keßlerpack, als Kornwucherer, Roßtäuſcher.

Die nudi cum ferro gehen umher bewaffnet, als hätten ſie einen Mord zu ſühnen. Sie ſind die ſpätern „Buben ohne Hoſen", die Sumewerger des Basler Rathsmandates.

Die arioli, phitones, cauculatores, tempestarii, obliga-

---

beſtimmten Orte ſich aufhalten und in Arbeit und Unterwürfigkeit ihre Buße leiſten, welche ihnen von den geiſtlichen Gerichten auferlegt iſt."

Und weiter „ſoll Niemand Wahrſager befragen, noch Träume deuten, noch Zeichen erforſchen; auch ſollen Heren, Zauberer, Wahrſager, Gaukler, Wettermacher und Beſchwörer nicht geduldet, ſondern zur Rechenſchaft gezogen und beſtraft werden."

[1]) Hodler: „Kornhändler, welche ſchlechtes Korn unter gutes miſchen und dadurch den gemeinen Mann betrügen;" Eidg. Abſchiede von 1416 und 1494.

tores u. ſ. w. ſind Wahrſager, Zauberer, Taſchenſpieler, Gaukler u. dergl.

Gegen dieſe Herumſtreicher eifert Kaiſer Karl der Große in den angeführten Capitularien. Die angeblichen Büßer, welche unter dieſem Titel ohne Zweifel wie ſpäter Betrügereien verübten, zum mindeſten unverſchämt bettelten, weiſt er an, ſich irgendwo niederzulaſſen, zu arbeiten, zu dienen und dort die kanoniſche Buße zu üben. Hierin haben wir wohl den Urſprung der Bettlerherbergen zu ſuchen, wie wir ſolche ſpäter auf dem Kohlenberg in Baſel und in einigen deutſchen Städten treffen.

Daß dieſes Geſindel in Geſellſchaften gelebt, eine eigene Sprache und eigene Zeichen unter ſich geführt habe, iſt zwar nicht ausdrücklich geſagt, jedoch nicht zu bezweifeln. Es war erſt einer ſpätern Zeit vorbehalten, das Vaganten- und Gaunerweſen als ein organiſirtes erkennen zu können. Von den mangones, Mengen, hat die Gaunerſprache den Namen der Mengiſchen Sprache.

Pamphilus Gengenbach, Gouchmatt v. 128 u. 129 ſagt:

„Was rotwälſch und auch mängiſch kann,
Die will ſie allſandt nennen an.“

Dieſe bereits ausgeprägten Zeichen einer organiſirten Gaunerei laſſen darauf ſchließen, daß ſie ſchon lange beſtanden habe. Der Grund derſelben iſt in der Vagantität zu ſuchen, zu welcher viele Menſchen durch die unaufhörlichen Kriege und den bis hieher und noch weiter herab reichenden Einfluß der Völkerwanderung gezwungen waren. Ohne ſichern Beſitz ergriff das Volk das fah-

rende Leben, das sich nur kümmerlich mit Arbeit erhalten konnte. In den noch wankenden Staatseinrichtungen fanden die zahlreichen Vaganten keinen kräftigen Widerstand und keine solide, grundbesitzende Gesellschaft bildete ihr ein sicheres Gegengewicht. Die Reichsgesetze drangen nicht überall durch, und neben größern Krankheiten des sozialen Lebens verschwand der nach damaligen Verhältnissen geringere Schaden, den das einzelne Verbrechen, welches in der Regel doch nur ein zweifelhaftes Eigenthum betraf, stiftete, und selbst verbrecherische Rohheiten machten sich neben den damals für erlaubt gehaltenen viel größern Schandthaten nicht sehr fühlbar. Die Gaunerei überlebte daher alle Stürme, welche den Staat bedrohten und erschütterten. Die einzelnen Städte und Länder suchten sich oft dagegen durch Bündnisse zu schützen, wie z. B. Basel, Straßburg und Murbach, welche um 1391 sich gegen die Gesellschaft der Roten und Schwarzen vereinigten, die schon lange die Gegend höchlich beunruhiget und geschädiget hatte. Es finden sich hier freilich die Spuren eines eigentlichen Gaunerthums so wenig, als in den wilden Thaten und räuberischen Zügen des damaligen Adels. Einzig will von der Bezeichnung der Roten der Name der Gaunersprache als Rotwelsch abgeleitet werden. Mir leuchtet diese Ableitung, sowie diejenige des Wortes Gilen von Gelb, weil sich die Bettler bemalten und entstellten, nicht ein. Statt Rotwelsch könnte man in diesem Falle eben so gut Schwarzwelsch oder Gelbwelsch sagen.

Das ganze Mittelalter war übrigens so recht die Blüthezeit der Landstreicherei. Sie trat unter den verschiedensten Formen

hervor und wurde von den verschiedensten Personen kultivirt. Noth, freier Wille und Geschmack, Glauben und Aberglauben trieben eine Menge von Leuten aller Stände in das Meer des herrschenden Vagantenthums. Man ist versucht, diese Zeitrichtung des ewigen Wanderns als eine Folge der Stürme der Völkerwanderung aufzufassen, welche den Anfang des Mittelalters mit scharf markirten Gränzsteinen bezeichnet. Kriege, religiöse Verfolgungen, Armuth drängten die Leute zum ewigen Wandern, und Viele machten sich dasselbe zum lebenslänglichen Geschäfte, das sie auch auf ihre Kinder und Kindeskinder vererbten. Es war dieß ein Uebelstand des sozialen Lebens, welches im Anfang weder durch das Lehensystem und das ihm anhängende Verhältniß der Hörigkeit, noch durch politische Gesetze geregelt war. Das Unglück der Zeiten vertrieb Viele von ihrem häuslichen Heerde, an den sich festzuklammern sie weder Zeit noch Hülfe gefunden hatten, weil das Band, welches sie an das Reich, an den Staat gebunden hätte, noch zu locker geschnürt war. Aus Noth und Verfolgung begannen die Zigeuner ihr Wanderleben; dann die überall verfolgten und überall unentbehrlichen Juden. Auf christlicher Seite sehen wir durch den Glauben die Reihen der Kreuzfahrer und Pilger, durch Aberglauben die Flagellanten von Haus und Heimath in die weite Welt getrieben. Weil sie Geschmack am Wanderleben fanden, tummelten sich Schaaren fahrender Schüler in der Schweiz und Deutschland herum; aus Gewinnsucht und übermüthiger Kriegslust die Armagnaken, Landsknechte und andere Freibeuter. Alle diese Wanderer folgten sich vom 11. bis ins 16. Jahrhundert hinein, eine

Gesellschaft nach der andern, im Anfang durch gegenseitige Verfolgung scharf getrennt, dann durch gleiche Noth und gleiches Mißgeschick sich wieder näher gebracht, oft bis zu völliger Vermischung.

Aus diesem Vagantenthum rekrutirte sich nun ein unzähliges Heer von Gaunern aller Art. Geschützt und begünstiget durch dasselbe, weil es als ein nothwendiges Uebel geduldet wurde, fühlte sich der Gauner in diesem Wanderleben zu Hause, wie der Fisch im Wasser. Wurde irgend eine Form desselben, eine Gesellschaft zu lästig, so daß die Staatsgewalt sie vertilgte, so kleidete sie sich in eine neue ein und war in dieser bald wieder zu der alten Kraft erstarkt. Die Staatsgewalt war zu schwach, dieser Zeitrichtung gegenüber das Uebel aufzuheben; sie hatte nur palliative Mittel dagegen.

Verfolgte Juden und Zigeuner, versprengte christliche Vaganten jeder Art durchzogen in Schaaren das Land und lebten in Wahrheit vom Bettel und Verbrechen unter der Maske von kleinen Gewerben, Gauklern, Pilgern, Büßern, Kranken und Lahmen. Die Schriftsteller dieser Zeiten erzählen in zahlreichen Werken von der Lästigkeit, Ungebundenheit, Unverschämtheit dieser Banden. Das Vagabundiren und das Betteln sogar waren ein geduldeter Vorwand für Verbrecher und das Gewerbe, welches die Vaganten vorschützten, um ihren wahren Beruf zu maskiren. Sie nannten sich Kochemer oder Jenische, beide Bezeichnungen aus dem Hebräischen hergeleitet und so viel als Wissende, Männer des Wissens, Zünftige bedeutend. Ihre Wissenschaft war die Gaunerei,

d. h. der Betrieb des Bettels mit allerlei Künſten, die Verübung von Verbrechen, Diebſtählen, z. B. und namentlich Betrug und Prellerei durch Wahrſagen und Zauberei, Vorſchützen von allerhand geiſtigen und leiblichen Gebrechen. Ihr ganzes Treiben war in ein abergläubiſches Dunkel gehüllt, mit dem ſie ſich umgaben, um ſich bei der damals ſehr abergläubiſchen Welt in Reſpekt zu ſetzen. Ihre Sprache hatte ſich im Lauf der Zeiten ſehr ausgebildet: Jüdiſch-Deutſch, Zigeuneriſch, Wörter aus den Dialekten faſt aller europäiſchen Sprachen, ſelbſterfundene Witz- und Schlagwörter, deutſche Ausdrücke aus dem Volksleben, die ſie ihrer Eigenthümlichkeit mundgerecht machten, ſind der Inhalt dieſer Gaunerſprache, welche von ihnen die Kochemer, die Jeniſche, die Luſſenkaudiſche Sprache genannt wurde. Das Volk nannte die Gauner die Gilen, die Lahmen, die Bettler; ihre Sprache das Mengiſche, Kauderwelſch, in der Schweiz auch das Pomperluſiſche. Es wird von dieſer Sprache ſpäter die Rede ſein.

Das maſſenweiſe Zuſammenleben dieſer Vaganten, ihre Abſchließung gegen die feſtgeſeſſene Bevölkerung, ihr Bettler- und Verbrechergewerbe und vor allem ihre Sprache machten ſie zu einem eignen Stande, der geduldet, aber durchweg gehaßt und verachtet, ſehr ſelten bemitleidet wurde.

Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts verordnet der Rath von Luzern:

„Der Rat iſt ouch überein komen, daz nieman ſol einhein „dürftigen gehalten, wan der hie erzogen iſt, weder in der Statt

„noch vor der Statt bi iij ß quotiescumque.“ (Segesser RG. II, 398.)

Ferner derselbe Rath im Jahr 1437: „Item es soll niemand „keinen stirnenstössel, blinden, lamen noch ander frömd Bettler in „der Statt herbergen bi ein Pfund von jeglichem on alle Gnad, „als dick es beschehe. Diß ist offentlich in der Kilchen gerüfft.“ (ibid.)

Ferner die eidgenössische Tagsatzung von 1475:

„Man solle alle Trämelbuben, Stirnenstößel vnd ander arg= „wenig lüt aus der ganzen Eidgenossenschaft vstriben und enweg „schlachen.“ (ibid.)

Und ein Jahr früher verordnet die Tagsatzung zu Luzern:

„Der reisigen Walen wegen, welche jetzt zu dem Herzog von „Burgund ziehen, ist erkennt, daß Bern in gemeiner Eidgenossen „Namen dieselben angreifen, niederlegen, erstechen und auf alle „Weise schädigen soll. Welches Ort mit diesem Beschlusse nicht einverstanden ist, soll selbes sofort nach Bern schreiben.“ (Abschied Luzern 4. Febr. 1474.) Die reisigen Walen, versprengte Soldtruppen und Deserteurs welschen Ursprungs, finden wir später oft unter den gefährlichen Wegelagerern.

Die erste schweizerische einläßlichere Nachricht über das Gaunerthum giebt uns jedoch der Kaplan Johannes Knebel in seiner Chronik. Zum Jahr 1475 bemerkt er:

„Zu den Ziten gingend vil Buben im Land umb, und bet= „telten und mürten vil Lüten. Deren wurden etlich ge= „fangen, die seitend den Unterschied der Buberei, und wann sie

„ſich zuſammenthatend, wie ſy heißent, gebend ſy in Rotwelſch „für als hienoch ſtat.“

Gleichviel, ob dieſes Aktenſtück ein förmliches Mandat des Rathes von Baſel ſei, wie man behauptet, oder ob es eine private oder amtliche, auf Unterſuchungsakten gegründete Schrift, oder ob es endlich die Arbeit eines Privaten ſei, welcher aus dem täglichen Umgang mit den „Buben“ am Kohlenberg dieſe Notizen ſich verſchafft hatte, genug, es gab daſſelbe den Anſtoß zur genauern Unterſuchung und Beſchreibung der Organiſation des Verbrechens, d. i. des Gaunerthums, welche bisher immer gefehlt hatte. Nach Bruckners hiſtor. Merkwürdigkeiten gab Veranlaßung zu dieſem Mandat der Einfall der Zigeuner im Jahr 1422 unter dem „Herzog Michael von Egypten, einem Oberſten der Zigeuner, welcher mit ſeinen Geſellen und den andern Bettlern das Land überſchwemmte“; der Zweck der Kundmachung ſei geweſen: „darmit weniger Almoſen mochte gegeben und dadurch dieſes Geſind von denen Gränzen abgehalten werden.“

Dieſes Rathsmandat, wie es der Kürze wegen genannt werden ſoll, zeigt, daß die Gaunerei bereits zu großer Breite angewachſen iſt. Seine Gauner ſind Soldaten, fahrende Schüler, Bettelmönche, Wallfahrer, Mengen (Händler und Keſſelflicker) und deren Weiber und Töchter. Sie haben die Rollen unter ſich vertheilt nach beſtimmten Arten der Bettelei, die hinwieder natürlich nur der Vorwand für das eigentliche Gewerbe des Verbrechens ſind. Es iſt möglich, daß ſolche größere Verbrechen nicht gerade ſehr oft von den Bettlern verübt worden ſind, weil das Betteln

sie hinreichend ernährt hat und sie für wirklich Kranke eine Art Unterstützung unter sich eingeführt hatten, indem sie Weiber und Dirnen anstellten, welche für Andere betteln mußten. Nicht zu übersehen ist hiebei, daß das Rathsmandat und nach ihm die ganze unten anzuführende Litteratur von der Bettelei in Basel redet, und daß nach bekannter, noch jetzt bestehender Gaunertaktik der Gauner an dem Orte, wo er seinen längern oder kürzern ständigen Aufenthalt und seine Bekannten hat, keine Verbrechen verübt, sondern oft weit zieht, um solche zu begehen.

Das Rathsmandat wurde bald in Deutschland nachgeahmt: in Süddeutschland durch den *liber vagatorum*, in Norddeutschland durch den „Bedeler orden" und dann durch die „Rotwelsche Grammatik".

Die vorzüglichern Arten der Betrügereien, welche in diesen Schriften vorkommen, sind folgende:

1. Simulation von Krankheiten:

Die Grautener mit den grauen Kleidern. Die Jungfrauen, d. h. die den Aussatz simulirenden.

Die Billen und Dutzbetterinnen, angebliche Schwangere und Kindbetterinnen.

Die Blochard, Handblinden und die mit dem Bruch wandeln, alles Bettler, welche Augenkrankheiten vorschützen.

Die Popper, welche Geisteskrankheiten vorstellen.

Epileptische, Stirnenstößer genannt.

2. Sodann als Geistliche und Büßende verkleidete:

Munische gleich Begharden.

Theweſer und Glatte als Prieſter.

Kamerierer als Pilger.

Burkharten als die St. Antonierbuße leiſtend.

3. Ferner Verunglückte:

Braſſeln und Klant, widerrechtlich gefangen Gehaltene.

Badune, beraubte Kaufleute.

Spanfelder, Nackte, welche Kleider betteln.

4. Ferner Convertiten und bekehrte Verbrecher:

Sumewerger oder Sundfeger, welche Geld ſammeln, um ſich von einem Halsverbrechen loszukaufen. Sie gehen mit langen Meſſern in den Landen und ſprechen, ſie haben einen leiblos gethan, und ſei aber doch damit ihres Leibs Notwehr geweſen, und nennen dann eine große Summe, die ſie haben müſſen, und mögen ſie das Geld nicht auf das Ziel aufbringen, ſo wolle man ihnen das Haupt abſchlagen. Oft geht ein Zweiter in Ketten und Banden mit, der vorgiebt, er habe für den Erſten Bürgſchaft geleiſtet; wenn ſie nicht bezahlen könnten, würden beide getödtet. Deren Weiber und Kinder betteln gleichzeitig als bekehrte Sünder.

Die Vermerin, welche ſich für zum Chriſtenthum bekehrte Juden ausgeben.

Die Kracher, bekehrte Henker, z. B. Eidg. Abſchied Luzern 21. März 1498: „Meiſter Konrad, der alte Nachrichter von Lu„zern, dem Gott die Gnade gethan hat, daß er ein Neuer ge„worden iſt und etwas Kramb angefangen hat, wird geſtattet, in „der Eidgenoſſenſchaft feil zu haben.“

Von den Krachern oder Dallingern sagt der lib. vagg. ähnlich wie das Rathsmandat:

„Das XIV. Kapitel ist von den Dallingern, das sind die vor den Kirchen steen und sind Henker gewesen und haben ein jar oder zwei davon gelassen, schlagen sich selbs mit Ruten, vnd wollen bußen, vnd gots fert umb ir sünd thun, vnd erbetlen (im RM. ergilen) etwan viel guts, wenn sie das ein weil getrieben vnd die leut also betriegen, so werden sie wieder henker wie vor; gib jnen ob du wilt, es sein Buben, die solches thun."

Schon der liber vagatorum in seiner ersten Ausgabe hat mehr und theilweise andere Formen der Bettelei, als das Rathsmandat, und so bemerkt man in den spätern Auflagen und in der Bearbeitung im Niederdeutschen, wie sich dieses Gaunerthum ausbildete. In den deutschen Bearbeitungen des Rathsmandates werden viele Gaunerstreiche, welche in der Schweiz, z. B. in Einsiedeln, vorgefallen seien, erzählt.

Auch die nicht technische Litteratur bemächtigte sich bald dieses Stoffes, von der das Hauptsächlichste angeführt zu werden verdient.

Vor Allen sei genannt:

Sebastian Brants Narrenschiff von 1494, Capitel LXIII.

„Der dreiundsechszigste Narr":

Der bättel hat ouch narren vil,
All welt die ryecht sich yetz uff gyl
Und will mit bättlen neren sich;

. . . . . .

Deßglychen dunt die heilthumfürer,
Stürnenſtößer, ſtatzionyrer,
Die nyenant keyn kirchwih verlygen,
Uff der ſie nit öfflich uß ſchrygen,
Wie das ſie füren in dem ſack
Das hew, das tief vergraben lagk
Under der kryppf zu Betlcheyn,
Das ſy von Balams eſelsbeyn,
Ein fäder von St. Michels flügel,
Ouch von St. Jörgen roß ein zügel,
Oder die buntſchuh von St. Claren.

. . . . . .

Zu Baſel auf dem kolenbergk
Da triben ſie vil bubenwergk,
Ir rottwelſch ſie im terich [1]) hand,
Ir gfuge nahrung durch die land
Jeder ſtabyl [2]) ein hörnlüten [3]) hatt,
Die voppen [4]), verben [4]), bitzent [4]) gat
Wie ſie dem predger gelt gewynn,
Der lug, wo ſy der joham grym [5])
Durch alle ſchöchelboß [6]) er loufft
Mit rübling [7]) junen [8]) iſt ſyn kouff
Biß er beſevelet [9]) hie und do

---

[1]) Land. [2]) Bettler. [3]) Hure?
[4]) Verſchiedene Bezeichnungen des Betruges.
[5]) Branntwein von jajin, hebr. Wein, und grimmig, ſtark.
[6]) Wirthshaus, Branntweinkneipe. [7]) Würfel.
[8]) Junen, betrügen. [9]) Betrügen.

So ſchwänzt[1]) er ſich dan anderswo
Veralchend[2]) über den breithart[3]),
Styelt er all breitfuß und flughart[4]),
Der ſie flößlet[5]) und lüßling[6]) abſchnytt,
Grantner[7]) klant[8]) fetzer[9]) füren mit,
Eyn wild begangenſchaft der welt
Iſt wie man ſtelt yetz uff das gelt,
Herolden, ſprecher, partzifand,
Die ſtrofften etwann öffliche ſchand,
Und hatten dardurch eren vil,
Ein jeder narr yetz ſprechen wil,
Und tragen ſtäblin ruch und glatt,
Das er werd von dem bättel ſatt.

Folgen ſodann die verſchiedenen Bettelarten. Der Eine bettelt Beiträge zu einem ſilbernen Becher, den er zu ſeiner Pönitenz einer Kirche ſchenken wolle; der Andere geht an Krücken, wenn er bettelt, und aufrecht, wenn er unbewacht iſt; der Dritte ſpielt das fallende Weh. Jener entlehnt Kinder, um durch die große Zahl derſelben Mitleid zu erregen, und dieſer ſimulirt einen kranken Fuß zum Zeichen, daß er gefeſſelt war und nun reuiger Sünder iſt. Es ſind dieß genau die Bettelarten des Rathsmandates, und es iſt kein Zweifel, daß nicht Brant dieſes zum Vorbild genommen habe.

---

[1]) Sich ſtreichen, „ſchwanzen“ einherſtolziren. [2]) Sich fort packend.
[3]) Das breite Feld. [4]) Gans und Huhn.
[5]) In den Fluß werfen(?). [6]) Ohren.
[7]) Der in grauer Kutte geht. [8]) Geſelle.
[9]) Schinder, Vagabund.

Geiler von Kaiſersberg redet in ſeinen Predigten von einer fünften Schell der Bettelnarren, dem Betteln aus Gleißnerei und Heuchelei. Dieſe Stelle iſt nur eine Umarbeitung der betreffenden des Narrenſchiffes; es kommen in beiden die gleichen Ausdrücke und Beſchreibungen vor. In der ſechsten Schell tadelt Geiler „die Fahrläßigkeit der Obrigkeit, die in ſolcher Sach kein Einſehen thut und läßt jedermann betteln, wer nur Luſt hat zu bettlen.“ Dieſe Fahrläßigkeit ging ſo weit, daß Obrigkeiten amtliche Bettelbriefe ausſtellten, mit welchen Vagabunden den Nachbargemeinden über den Hals geſchickt wurden. Viele Tagſatzungsbeſchlüſſe verſuchten dem Mißbrauch abzuhelfen, es gelang nie ganz.

Drittens Luther.

Dieſer Reformator hat den liber vagatorum im Jahr 1528 mit einer ſtattlichen Vorrede begleitet, welche lautet:

Dis büchlein von der betler büberei hat zuvor einer laſſen im Druck ausgehen, der ſich nennet expertum in truffis, das iſt ein recht erfarner Geſell in Büberei, welchs auch dis Büchlein woll beweiſet, ob er ſich gleich nicht alſo genennet hette. Ich habs aber für gut angeſehen, daß ſolch büchlein nit allein am Tage blibe, ſondern auch faſt überall gemein würde, damit man doch ſehe und greiffe, wie der teufel ſo gewaltig in der Welt regiere, ob's helfen wolte, daß man klug würde und ſich für ihm einmal vorſehen wolte. Es iſt freilich ſolch rotwelſche Sprache von den Juden komen, denn vil Ebreiſcher Wort drinnen ſind, wie dann wol merken werden, die ſich auf Ebreiſch verſtehen.

Aber die Gloſe und rechte Verſtand dazu die treue Warung dieſes büchleins iſt freilich dieſe, daß Fürſten, Herren Räthe in den Städten und ydermann ſolle klug ſein vnd auf die betler ſehen und wiſſen, das, wo man nicht wil hausarmen und dürftigen nachbarn geben und helfen, wie Gott geboten hat, das man dafür aus des teufels anreizunge durch Gottes rechts urtheil gebe ſolchen verlaufnen verzweifelten buben zehen mal ſo vil, gleich wie bisher an die Stift, Klöſter, Kirchen, Kapellen, Bettelmönchen auch haben gethan, da wir die rechten armen verließen. Darum ſollt billig eine ygliche Stadt und Dorf ihr eigne armen wiſſen und kennen, als im regiſter verfaſſet, daß ſie ihn helfen möchten, was aber auslendiſche oder frembde betler weren, nicht ohne brief oder zeugniß leiden. Denn es geſchicht alzu große büberei darunter, wie dis büchlein meldet. Und wo ein igliche Stadt ihrer armen alſo wahrnehme, were ſolcher büberei balde geſteuret und gewehret. Ich bin ſelbſt dieſe jar her alſo beſchiſſen und verſucht von ſolchen Landſtreichern und Zungendreſchern, mehr denn ich bekennen will. Darum ſei gewarnt, wer gewarnt ſein will, und thue ſeinen nehiſten Gutes nach chriſtlicher liebe art und gebott. Das helff uns Gott. Amen.

Viertens Frank von Wörd in ſeinen Sprichwörtern.

„Kein betler verdirbt.“

„Die betler haben einen ſolchen böſen geſtank zu aller Zeit hinder in gelaſſen, daß von ihrer bosheit ein eigen Rotwelſch Grammatika, ein buch von ihrem orden und büberei iſt geſchrieben vnd vil böſer Sprichwörter von in aufkomen. Man hat ſich

oft understanden, betlers Kinder handwerk zu lernen, an ein Kindsstatt anzunehmen, aber sobald in der betelstab in der hand erwarmet, thun sie niemand kein gut mehr.“ — „Ist im etwan seiner Diener einer untreu, das er im das sein nit giebt, so giebts im der ander, also daß der betler, die einmal unverschamt, mutwillig sich in betelorden geben haben, und in Krankheit halber nicht nach mögen wandern und gen, keiner kein armuth leidt.“ — „Wir wenden es letz mit Versaumniß der rechten armen, so zu geben allein schuldig, auf lose faule Buben, starke Landstreicher, Walhen, Jakobsbrüder, fahrende Schüler, Landsknecht, Störer, Stationirer, starke Mönch und Pfaffen, Huren und Buben.“

Frank erzählt ein Beispiel, wie in Augsburg ein kranker Bettler sich nicht wollte heilen lassen, um den Vorwand zum Betteln nicht zu verlieren, und der Klingelhanß in Straßburg, von dem ihm in Basel erzählt worden ist, schlug eine Erbschaft von 40 fl. aus, weil er das Bettlerhandwerk vorzog. Eltern verstümmeln ihre Kinder, um sie zum Betteln geschickt zu machen.

Eine Bemerkung Franks über die „Koler“ will ich gleich hier notiren, weil sie an die Freistatt auf dem Kohlenberg erinnert: „Es sind die Koler in den alten Deutschen Geschichten gelobt worden, als die den armen vertriebnen Leuten Lieb und Dienst beweiset haben — zum Beispiel, daß auch etwa die Koler äußerlich erbare leut sein.“

An einem andern Orte sagt Frank: „Hund und Bettler sind eins Handwerks: der Hundt geilet und bettelt, hett gern von

seinem Herrn brot und was vom tisch wird aufgehept, das hett der Betler auch gern."

Und weiter:

„Böse buben beschädigen alle Welt, darum muß man räder haben, galgen, rabenstein, thürn, gefengniß, henker und stockmeister, damit man den bösen buben wehre."

Endlich:

„Du gebest ein bösen Zygeuner, kanst nit wahr sagen." Es ist ein welsche Nation, die pflegt sich in deutschen Landen zu nehren, eines Theils aus Lombardey, so die Schornstein- und Kaminfeger, eines Theils auch von Kreta oder Candia, die werfen ein König auf und ziehen durch Teutschland, die nennt man Zygeuner, Heiden oder Tattern; dieselbige unterstehen sich, den Leuten wahr zu sagen, sonderlich aber die Weiber, nehren sich fast mit stelen und heimlichen Partiren. Ich halt sie für bettler, kundschafter oder verräther, welche den Hautzen [1]) und die Hautzin [1]) beseveln [2]) und verjanen [3]) darnach das ir im Sonnenbeth [4]). Wann aber Jemand berüchtiget ist mit lügen, der er sich befleißt, und wir wollen ihn höflich lügen strafen, sagen wir, er geb ein böser Zygeuner, könnte nit wahrsagen.

Fünftens Pamphilus Gengenbach in seinem Gauchmatt.

---

[1]) Baur und Bäurin. [2]) Betrügen. [3]) Verspielen.
[4]) Bordell, aus dem hebräischen sonah und bess.

Gbeut auch dem fätzer[1]) mit den gliden[2])
Das ſie nit wellen vß beliben,
Was täglich braucht den ſonnenboß[3]),
Sye ſien klein, jung, alt oder groß,
Der zwicker[4]) auch mit ſinem gſind
Und die die rübling[5]) rüren ſind.
Die breger[6]) uff dem tärich[7]),
Auch gugelfranz[8]) vff ſinem ſtrich,
Und all die in dem häckis[9]) hucken,
Die auch Hans Walter[10]) ſtät thut trucken,
Galle[11]) mit dem jochim[12]),
Darzu auch gugelfränzin[13]),
Die ſöllen all vfft gouchmat keren
Und helffen do frau Venus eren.

Dieß die durch das Basler Rathsmandat in der Schweiz und Deutſchland hervorgerufene gleichzeitige Litteratur, wobei ich einige minder wichtige und für die Schweiz nicht erhebliche Schriften, wie bereits geſagt, zu übergehen mir erlaubt habe.

Alle dieſe Schriften ſtimmen darin überein, daß das damalige Bettelweſen eine erſtaunliche Ausdehnung, Frechheit und Gefährlichkeit angenommen hatte. Das Rathsmandat redet von dieſen Buben, als morden ſie die Leute. Daß ſie auch ſtahlen, iſt wohl nicht zu bezweifeln. Immerhin aber iſt es merkwürdig, daß

---

[1]) Bordellwirth. [2]) Liederliche Dirne. [3]) Bordell.
[4]) Henker. [5]) Würfel. [6]) Bettler. [7]) Land.
[8]) Mönch. [9]) Spital. [10]) Laus. [11]) Pfaffe.
[12]) Wein. [13]) Nonne.

über die Organisation des Gaunerthums in Bezug auf diese größern Verbrechen von Mord, Brand, Raub und Diebstahl noch keine Notizen sich vorfinden.

Sebastian Frank zieht auch die öffentlichen Dirnen, welche fortan eine große Rolle in der Gaunerei spielen, in den Kreis seiner Betrachtungen.

Die Bettlerfreistätte auf dem Kohlenberg zu Basel ist bekannt. Es sei mir jedoch erlaubt, eine neue, von der gewöhnlichen abweichende Erklärung dieser Einrichtung zu versuchen. Die Stadt Basel hatte durch dieselbe nicht, wie *Avé Lallemant* I, pag. 47, not. 2 anzunehmen scheint, den Gaunern gegenüber ihre Schwäche gezeigt, sondern den ersten sehr weisen Versuch gemacht, dieses ungebundene Volk dem Staate näher zu bringen und es dadurch weniger gefährlich zu machen. Joh. v. Müller IV, 449 sagt hierüber: „In „solchen Zeiten der Unsicherheit und rohen Gewalt blühete durch „Ordnung, Weisheit und Kraft Basel empor. . . . Das Stadt„wesen wurde mit Ordnung und Einsicht geführt. Der gefähr„lichste Theil der Menschen, die weder Gut noch Ehre zu verlie„ren haben und gegen deren Kühnheit, List und Menge die Polizei „der meisten Länder in ewigem ungleichem Kampfe liegt, wurde „mit menschenfreundlicher Weisheit zu einem gewissen Rechtsgefühl „gebildet und für eine Obrigkeit, welche diesen Leuten so gut ge„schehen ließ, gewonnen.“ Die Freiheitsknaben, anderwärts gleichbedeutend die „Buben“ genannt, die da ohne Hosen und ohne Messer gehen, wurden zu niedern Arbeiten verwendet und

ihnen dadurch ein, wenn auch geringer, Erwerb verschafft. Die Gesellschaft, welche sich von diesem ehrlosen Gesindel zwar abschloß, schuf ihnen ein eigenes Gericht, durch dessen Einrichtung symbolisch das Verhältniß der Gauner zum Staate angedeutet werden sollte; einerseits sind sie Angehörige des Reiches: Basel will nicht riskiren, sie als seine Angehörigen behalten zu müssen. Diese Reichsbürgerschaft ist angedeutet durch das Wasser, in dem sie mit dem rechten Fuße stehen, wenn sie zu Gericht sitzen; das Wasser ist Reichsregal, alle Seen und Flüsse gehören dem Reiche. Ich setze daher den Ursprung in die Zeit vor dem Uebergang der Reichsvogtei an die Stadt, also vor 1386. Ofenbrüggen, in seinen Schweiz. Rechtsalterthümern, läßt die Frage schwebend. Ebenso halte ich die Form, wonach alle Richter, nicht nur der Vorsitzende, den rechten Fuß in's Wasser stellen müssen, für die ursprüngliche.

Den linken Fuß haben die Richter auf rechter Basler Erde zum Zeichen, daß sie sich als Schützlinge dieser Stadt betrachten, welche ihnen, im ganzen weiten Reiche beinahe einzig, eine, wenn auch bescheidene, soziale Stellung einräumt und ihnen ermöglichet, ihr Brot nicht auf verachtetem vagabundem Wege zu gewinnen. Das Sackfragen im Kornhaus ist eine ihnen eingeräumte Concession, ein Privilegium, und verschafft ihnen ein Einkommen, das eine indirekte Abgabe der Einwohnerschaft ist [1]). Das Gericht selbst

[1]) Grimm Deutsches Wörterbuch hält die Freiheitsknaben nach Kaisersberg Pilger für Waarenträger überhaupt, wie die

ist ursprünglich gleichermaßen aus zwei Elementen zusammengesetzt, dem reichsvogtlichen und dem städtischen: der älteste der Kohlenberger an Statt des Reichsvogtes, Vorsitzer; der Gerichtsschreiber und die Amtleute und Prokuratoren von Seite der Stadt. Der Amtmann, ein Stadtbeamter, verbannt das Gericht. Es wiegt die städtische Hoheit vor der reichsrichterlichen vor. Fremde Bettler hinwieder erhielten die Erlaubniß, drei Tage zu betteln, mußten aber dafür eine kleine Abgabe bezahlen.

Beiläufig sei bemerkt, daß die Buben ohne Hosen an die nudi homines der Capitularien sich anlehnen dürften. Dort heißen sie jedoch noch „*cum ferro*“, wie die Sumewerger des Rathsmandats. Basel scheint ihnen als Gegenwerth für das gestattete Asyl die Waffen entzogen zu haben.

Einen ähnlichen polizeilichen Zweck, wie die Bettlerfreistätte auf dem Kohlenberg, hatte das Königreich der Keßler in Bezug auf die wandernden Spengler und Kupferschmiede.

Wie die Gauner, welche unter dem Vorwande des Bettels umherzogen, dem Volke lästig wurden, so auch diejenigen, welche Betrügereien unter der Maske der wandernden kleinen Gewerbe trieben, die alten Mangones, Mengen, Keßler und Krämer.

Das Gewerbe der Keßler, obschon ein vagabundes, erfreute sich einer besondern Freiheit. Wie noch heutzutage wurde dasselbe meist von umherziehenden Menschen ohne festen Wohnsitz

---

Eckensteher und heute die Dienstmänner in Berlin, die Packträger in Basel u. a. a. O. m.

betrieben [1]). Die Keßler gehörten nicht in die ſtädtiſchen Zünfte [2]). Da aber ihr Handwerk ein nützliches ſchien, wurden diejenigen, welche einen gewiſſen Kreis bereisten, zu einer Geſellſchaft gerechnet, die ihren „Tag“ hatte. Ein ſolcher Kreis war gebildet durch die Meiſter und Geſellen des Keßlerhandwerks der Städte Zürich, Luzern, Zug und des Amtes daſelbſt, Brugg, Mellingen, Bremgarten, Baden, Surſee und Willisau und in den Herrſchaften und Gauen zwiſchen dieſen Städten. Einen zweiten Kreis bildete Bern mit mir unbekannten zugewandten Orten; ein dritter reichte vielleicht von Chur bis St. Gallen. Ein vierter war zu Wyl „im Thurgau“. Dieſer wurde von demjenigen zu Zürich und Luzern nicht gern anerkannt, obſchon er „ſeine Freiheiten vom Reich hatte“. Er mag den ältern Thurgau umfaßt haben, etwa die „Landgrafſchaft Thurgau“. Ein

---

1) Wandernde Keßler mit eigner Sprache gibt es z. B. jetzt noch in den ſüdlichen Alpenthälern. Von ihnen ſagt *Biondelli* in ſeinen Studii sulle lingue furbesche:

„I calderaj, che, scendendo dalle montagne natie, percorrono intere provincie, onde esercitarvi l'arte propria, incontramdosi per le vie, si consigliano a vicenda colla propria lingua convenzionale.“ In dieſer Sprache erzählt er die Geſchichte vom verlornen Sohn.

2) Ausgenommen in Baſel, wo die Keßler nach Ochs ſchon frühe zur Schmiedenzunft gehörten. Wahrſcheinlich wurden in Baſel die herumziehenden Keßler deßwegen nicht geduldet, hatten alſo hier keinen „Tag“.

solcher Kreis hieß ein Keßlerkönigreich. Jedem stund ein König vor, der die Satzungen ihres Gewerbes aufrecht erhielt, sie in der ausschließlichen Betreibung desselben innerhalb des gegebenen Umkreises beschützte und eine disciplinarische Strafgewalt über die Keßler, welche zu seinem „Tag“ gehörten, ausübte. Als solche Keßlerkönige werden in den Abschieden genannt der berühmte Bürgermeister Hans Waldmann von Zürich und Graf Georg von Sargans, von welchem im Jahr 1483 die Eidgenossen die Herrschaft Sargans gekauft hatten.

Genaueres über den Ursprung dieses Königreiches konnte ich nicht erheben. Es scheint ebenfalls sehr alt zu sein. Der älteste noch vorhandene Freibrief lautet:

Baden im Jahr 1471. Mittwoch nach Corp. Christi (19. Juny). „Gemeiner Eidgenossen Boten zu Baden versammelt thun kund, daß vor sie gekommen der König, der Schultheiß, die Meister und Gesellen des Keßlerhandwerks der Städte Zürich, Luzern, Zug und des Amtes daselbst, Brugg, Mellingen, Bremgarten, Baden, Sursee und Willisau und in den Herrschaften und Gauen zwischen diesen Städten, die zu demselben Tag gehören, den sie nach Sitte und Gewohnheit ihres Handwerks zu Baden gehalten, mit der Klage, daß in gemeiner Eidgenossen Aemtern, Twingen und Gebieten etliche Gesellen ihres Handwerks mit falscher Vorgabe, daß sie ihre Freunde und Knechte seien und in ihre Gesellschaft gehörten, umhergehen und biedere Leute mit Keßlerarbeit und Tausch betrügen und dadurch der Gesellschaft Unglimpf zuziehen; daher bitten sie, man möchte ihnen erlauben,

ſolche im Betretungsfall gefangen zu nehmen und den Amtleuten der Eidgenoſſen zur Beſtrafung überliefern. Das wird ihnen urkundlich bewilliget; alle Amtleute werden aufgefordert, hiezu Vorſchub zu leiſten.“ Dieſe „Fryung der Keßler“ wird durch einen Tagſatzungsabſchied von Zürich, dd. 13. Sept. 1487, beſtätiget.

Der Keßler fryung. [1])

Wir von ſtetten und länndern unnſerer eydgnoſchafft anwällt und botten diſer zit in der ſtatt Zürich anſtatt und innamen unnſer herren und oberen verſamellt, bekennen offenlich und tund kundt allermengclichem durch diſern gegenwürtigen brieff, das für uns kommen ſind, der erbern meiſter kupferſmid und keßler handtwerchs von Zürich, Lutzern, Baden, Bremgarten, Mellingen, Brugg, Surſee, Willisow und uß annderen herrſchafften und gegninen, ſo zu irem tag und in ir geſellſchafft dienen und gehören, machtbotten und verwalter. Und offneten vor uns wiewol inen vormals durch vnſer eydtgnoſchafft rät und botten, uff einem gehaltnen tag zu Baden verſammelt uß bewegnuß notdurfftiger und redlicher urſachen ein fryung und bekanntnuß gegeben und mitgeteillt were, alſo das die frömbden keßler, ſo nit in iren tag und geſellſchafft gehörten und dieneten, ſy in unnſer eydtgnoſchafft herrſchafften, ämptern und gebieten unbekümbert laſſen und daſelbs ſolich keßler handtwerch und gewerb nit bruchen noch üben ſöllten. Nit des minder und über das alles unnderſtünden ettlich

[1]) Mitgetheilt nebſt andern hierauf bezüglichen Urkunden von Herrn Staatsarchivar Hotz in Zürich.

fremmd keßler, die nit irs tags und geſellſchafft weren, in unſer landtgrafffſchafft Turgoew und anderen unſern herrſchafften, ämptteren und gebieten umbzuziechen, und daſelbs ſölich hanndtwerch zuo triben und zuo ueben, inen und irem tag und geſellſchafft zuo mercklichem abbruch, verachtung und hindernuß. Und haben uns daruf demütenclich angerüfft, ſy darinn zimlich zuo fürſechen, und ſölicher beſwärung vorzuoſin. Alſo haben wir angeſechen ſölich ir vlyſſig bitt, und die nach geſtallt der ſach billich geachtet, und uns daruff erkennt, das es by der fryung und bekanntnuß inen vormals gegeben, bliben, und ſy ſich deren gebruchen und befroewen ſollen und mogen in allen und yecklichen unnſer eydtgnoſchafft graffſchafften, ämptern, herrſchafften und gebieten. Ouch daruff inen verwillget, gonnen und erloubt, verwilligen, gonnen und erlouben inen mit krafft diß briefs, ob darüber einich annder kupferſmid und keßler die in iren tag und geſellſchafft nit dienten und gehorten, in denſelben unnſer eydtgnoſchafft, graffſchafften, herrſchafften, ämptern und gebieten umbzüchen und daſelbs ſölich ir hanndtwerch und gewärb unnderſtan wurden zuo bruchen und zuo ueben, das ſy zu denen allen griffen, ſy vännclichen annemen, und unſer eydtgnoſchafft vögten und amptlüten bringen und antwurten mögen, die nach irem verſchulden, und wie ſich nach harkommen, ordnung und ſatzung irs hanndtwerchs gebürt zu ſtraffen, an mengclichs irrung, intrag und widerred. Und wir gebieten daruff unnſerm landtvogt im Thurgoew, ouch allen andern vögten und amptlüten wie die genannt, wo ſy geſeſſen, und welich dann die yetz oder hernach ſind, ſo unſer eydt-

gwoſchafft in gemein zuogehören, veſteuclich mit diſem brieff, das ſy die obgemellten meiſter der kupferſmid und keßler daran keins wegs verhindern, ſunder by diſer unſer fryung und bekanntnuß räwenclich bliben und ſich deren gebruchen und befroewen laſſen. Ouch ſy daby, ſo dick ſy darumb angerüfft und erſucht werden, getruwlich hanndthaben, ſchützen und ſchirmen, als lieb einem yeden ſye unnſer herren und oberen ſtraff und ungnad zu vermiden. Und des zu warem veſtem urkunde, ſo haben wir inen diſen brieff mit der ſtatt Zürich angehencktem ſecret inſigel innamen und von wegen unſer aller beſigelt geben. Beſchechen in der ſtatt Zürich uff Dornnſtag vor des heiligen crützes tag zuo herpſt. Anno MCCCCLXXXVII.

Den Zweck dieſer Einrichtung erſieht man auch aus dem Abſchied 1495, Montag nach Auffahrt (1. Juny):

Als Herr Schultheiß von Erlach und der venrich Biß von Solothurn von wegen ir Herren anbracht der fremden Keßlern halb, ſo allenthalben in Landen umlauffent, und biderb lüt treflich überfürent, gefiel iren herren, das man die alten ordnung der Keßlern widerum anneme, und unter inen ein künckrich mache, wie dan vor geweſen iſt, damit man ſolich louffende buben abkomen, ſol jeder bott treflich heimbringen und uff dem tage der jarrechnung völlig antwurt geben."

Und der Abſchied 1496, Wallenſtadt 24. October, ſagt darüber:

„Graf Georg von Sargans bringt die Irrung an, die ihm als eim König der Keßler in der Grafſchaft Sargans be-

gegne, und begehrt, daß man ihn bei den Freiheiten, die er und seine Vorfahren deßhalb vom Reich erlangt haben, schütze, damit die fremden verlaufenen Abenteurer, welche die Welt betrügen, gezähmt werden mögen. Dieses Begehren soll jeder Bote heimbringen."

Das Königreich der Keßler kommt in den eidgen. Abschieden oft vor. Ursprünglich zum Schutz des Publikums gegen die herumziehenden Keßler und aus diesen geschaffen, erstarkte es zur Freiheit der ihm angehörigen Keßler gegenüber dem vagirenden Gesindel. Die Macht des Vagantenthums aber, sodann die Reaktion im Innern des Königreiches gegen die Disciplinargewalt des Königs und endlich die Eifersucht der Localbehörden auf die Competenzen desselben nagten an der Existenz des Institutes. Die Tagsatzungen scheinen der oft wiederkehrenden Beschwerden und Klagen der Keßler und ihrer Könige müde geworden zu sein und ließen es im Stich, im Vertrauen, daß die ordentlichen Behörden im Stande sein werden, Ordnung zu schaffen. Nach und nach gerieth deßwegen diese Einrichtung in Verfall und verlief spurlos im Sande, wie die Bettelfreistätte auf dem Kohlenberg. Gegenüber der Erstarkung der Zünfte verlor das Königreich der Keßler an Lebensfähigkeit. Ueber das Institut s. Weiteres bei Segesser RG. von Luzern II, 395.

Eine weniger ernste, mehr humoristische Freiheit der Gauner war die in Gersau, der kleinen Republik am Vierwaldstätter-See. Dort hatten die „Fecker", wie man sie nannte, jährlich eine dreitägige Kirchweihe. „Fecker" hängt ohne Zweifel mit dem

„Ficken“, kleinen Stehlen, zuſammen, wie es mundartlich gebraucht wird. Fickerei bedeutet in der Gaunerſprache Streifzug zum Zwecke des Stehlens. Von Biondelli in ſeinen Diebsſprachen wird Ficker mit masnadiere (Straßenräuber) überſetzt.

Ueber die Feckerkilbe iſt mir von gefälliger Hand [1]) folgende treffliche Beſchreibung zugekommen:

„An der gewöhnlichen Kirchweihe, ſeit 1722 je am erſten Sonntag nach Auffahrt Chriſti abgehalten, fanden ſich von Nah und Fern Vagabunden aller Art mit Weib und Kind, hundert bis zweihundert an der Zahl, in Gerſau ein. Sie langten gewöhnlich ſchon am Freitag oder Samſtag an und nahmen in den Ställen der umliegenden Bauernhöfe ihr Nachtquartier und kampirten im Freien. Ein reges, munteres Leben entfaltete ſich ſofort. In maleriſchen Gruppen lagerten ſich Jung und Alt, Männer und Weiber bunt gemiſcht auf dem grünen Teppich der Wieſen unter ſchattigen Bäumen oder auf weichem Moos unter Geſträuch. Da wurde gekocht, gewaſchen, geflickt, gezankt, geſcherzt, gelacht und allerlei Muthwillen getrieben zum großen Ergötzen der ſchauluſtigen Jugend Gerſaus.

Am Kirchweihſonntag zog dann nach dem vormittägigen, feierlichen Gottesdienſte die ganze Feckerſchaar, die Weiber mit kleinen Kindern auf dem Rücken, möglichſt armſelig gekleidet, unter Aufſicht eines vom Rath hiefür beſtellten „Bettelvogts“ von Haus zu Haus im Dorf herum, um Almoſen zu ſammeln, welche ihnen

[1]) Durch Hrn. Regierungsrath Kamenzind in Gerſau.

von den Häusern heruntergeworfen wurden. Nach diesem Umzug kehrten sie wieder in ihr Hauptquartier zurück, wechselten die Kleider, um möglichst „aufgeputzt“ zu erscheinen, und nun beginnen auch für sie die allgemeinen Kilbifreuden. Jung und Alt lagert sich im Kreise; es wird „geküchelt“ und fröhliche Mahlzeit gehalten. Zum Zeichen des Ueberflusses werden die Zweige von den Gesträuchen in die „Küchlipfanne“ heruntergebogen, um die daran hängenden Blätter als neugebackene „Küchli“ zurückschnellen und als nagelneue Früchte von der neugierigen Jugend pflücken zu lassen.

Am Montag ist Jahrmarkt. Da kommen auch die Fecker, um ihre Einkäufe zu machen, und wahrlich, sie sind nicht die schlechtesten Käufer. Alsdann gehts zum Tanz, gewöhnlich in ein besonderes Local. In hochzeitlichem Kleide, mit Sträußchen geschmückt, ziehen die kräftigen, fröhlichen Burschen mit den braunen, feurigen Dirnen dahin. Freudig schmunzelt der Wirth bei der Ankunft dieser Gäste, die heute Geld in Hülle und Fülle haben und bereit sind, auch den letzten Heller in Saus und Braus zu verzehren. Ein von ihnen erwählter Altvater hält die Ordnung aufrecht und höchst selten giebt es Streitigkeiten.

Am Dienstag mußten die Fecker das Land wieder verlassen, sonst wurden sie polizeilich fortgeführt.

Bemerkenswerth ist, daß während der Anwesenheit der Fecker, wiewohl oft allerlei Gesindel und selbst Verbrecher darunter waren, das Eigenthum der Bürger ungefährdet blieb. Die Fecker hielten diese Festtage für Ehrentage und bemühten sich überhaupt,

anständig zu erscheinen. Sie wollten durch ordentliches Benehmen sich der kleinen Republik dankbar erzeigen für das ihnen gewährte Asyl.

In den 1830ger Jahren, bei strengerer Handhabung der Polizei, wurde die Feckerkilbi abgeschafft; indessen erschienen noch lange einzelne Paare, um an der allgemeinen Kirchweih Theil zu nehmen.

Den Ursprung der Feckerkilbi kennt man nicht. Dieselbe war althergebrachte Sitte. Die Obrigkeit kümmerte sich weiter nicht darum, als daß sie für die öffentliche Sicherheit sorgte."

Nur vorübergehenden Schutz und Obdach gewährten die sogen. „Bettlerherbergen" den Gaunern, welche besonders um die Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges in vielen Städten errichtet wurden und immer überfüllt waren.

Improvisirte Sammelplätze von Bettlern waren die sogen. „Bettelküchen", welche sich, wenigstens dem Namen nach, bis in die neuste Zeit erhalten haben.

Diesem ausgebreiteten Vagantenleben verdankt es die Schweiz, daß Sebastian Frank in seiner Kaiserchronik von ihr ausfagt: Frankenland giebt Räuber und Bettler genug, Schweizerland Henker.

Henker, Schinder und Bettler werden um jene Zeit durchweg zu den Gaunern gezählt, ja es bezeichnen diese Ausdrücke den Begriff von Gauner; denn der Name Gauner im heutigen Sinn kommt in der Schweiz erst viel später, meines Wissens zuerst im Jahr 1726 in einer Verordnung des Abtes Joseph von St. Gal-

len vor, wo von dem in hiesige Lande sich einschleichenden Jauner-, Strolchen- und fremden Bettel-Gesind die Rede ist, wie es neben allen andern Uebeln noch „böse, schädliche Seuchen“ aus Frankreich einschleppe. Die Armagnaken z. B. wurden vom Volke nicht Gauner, sondern Schinder genannt. „Gunen“, gaunen, bedeutet, wie „gilen“, geilen, durch Geberden unverschämt und zudringlich betteln. Die Ausdrücke Gauner und Gilen bedeuten sonach ursprünglich Bettler, nicht Diebe und Räuber. Das Wort „Gunen“ findet sich mit dieser Bedeutung jetzt noch im ostschweizerischen Dialekt.

Die Regierungen und ihre Beamten blieben bei diesem Unwesen der Bettelei und des Gaunerthums, welches von Jahr zu Jahr lästiger wurde, nicht unthätig. Ich habe oben einige Verordnungen gegen die Landstreicherei angeführt. Dergleichen treffen wir nun von den eidgenössischen Tagsatzungen vom 15. Jahrhundert an bis 1803 beinahe alle Jahre. Aus diesen geht hervor, daß schon früher hie und da Untersuchungen wegen Raub, Brand und Mord gegen dieses Gesindel geführt worden sind. Zur Zeit des Schwabenkrieges liest man Geständnisse von Bettlern, wie sie vom Adel zu Brandstiftungen in der Eidgenossenschaft Städten und Dörfern aufgestiftet worden seien und dafür Handgeld bekommen haben. Sie erscheinen als Spione, Mordbrenner, Räuber. Ueber die Gaunerei dieser Periode sind besonders interessant die Akten gegen sogen. Mordbrennerbanden, welche im Jahr 1540 zu Frauenfeld und Ravensburg erhoben und mit

neulichſt aus dem Stadtarchiv Conſtanz [1]) gütigſt mitgetheilt worden ſind. Bei Leſung ſolcher Akten erinnert man ſich unwillkührlich an das unheimlich Dämoniſche der Hexenprozeſſe; denn die Großartigkeit und Zahl der eingeſtandenen Verbrechen ſteht in einem durchaus nicht aufzuklärenden Mißverhältniß zu den Motiven, welche dieſe Verbrechen angeblich veranlaßt haben, und es iſt nicht einmal erhoben, ob dieſe Verbrechen alle wirklich verübt worden ſind.

Um Michaelis 1540 theilt der ſchweizeriſche Landvogt im Thurgau dem Rathe von Conſtanz einen Auszug aus Akten mit, welche er gegen einen im Thurgau gefangenen jungen und ſtarken Geſellen aufgenommen hat. Der Uebelthäter war ertappt worden, als er in Schönenberg an der Thur ein Haus in Brand ſtecken wollte, und wurde deßwegen und um ſeiner übrigen Verbrechen willen hingerichtet. Er geſtand ohne Folter: er heiße Baſtian Rößler und ſei von Haſenwyler unter Ravensburg gebürtig. Mit dem Bauernkriege habe er ſich der Beſtialität mit aller Gattung Vieh ergeben und ſei deßwegen zu Stuttgart in Unterſuchung gelegen. Er ſei zu hundert und zwei Jahren aus dem Land verbannt worden, breche er die Urfehde, „möcht ein jeder inn in ein waſſer ſchüſſen, dann er jetzt verurtheilt ſie vnd witter kain recht über in ergan ſölle.“ Auf Pfingſten, nächſt verfloſſen, ſeien zwei Geſellen in St. Blaſien auf dem Schwarzwald zu ihm gekommen, der Eine ein Hans von Rheinfelden, der Andere ein Kriſten aus

[1]) Durch Herrn Dr. Marmor, ſtädtiſchen Archivar in Conſtanz.

dem Württembergerland, und hätten ihn beredet, daß er ihnen an Eides Statt gelobt, ihr Genosse zu sein; darauf haben sie ihm befohlen, überall, wo er könne, Feuer einzulegen, aber weder sich noch sie zu verrathen. Von jedem Hause, das er verbrenne, werde ihm ein Gulden, und von jeder Scheune ein halber Gulden bezahlt. Ihr Versammlungsort sei unter der großen Eiche im Walde von Rothenburg an der Tauber, wo er jeweils sein Geld in Empfang nehmen könne. Sie haben ihm vorgegeben, „der türk“ bezahle die Besoldung und bestünde ihre Gesellschaft „der brännern“ aus vierhundert Genossen. Ihr Zeichen sei anfänglich ein in die Schuhe geschnittenes Kreuz gewesen, und jetzt diene ihnen als solches ein weißes Kreuz, welches innerhalb am Kleid gegenüber der rechten Seite der Brust aufgenäht werde. Sie tragen auch kleine weiße Röcke und gewöhnlich blaue Hüte. Um ein Haus anzuzünden („anzustoßen“), füllen sie ein Schilfrohr mit Pulver, binden vorn an dasselbe einen brennenden Schwamm und legen es in Heu, Stroh oder andere leicht entzündliche Stoffe in einem Hause oder einer Scheune. Wenn dann der Schwamm bis an das Pulver verbrannt sei, so breche der Brand aus. Vier Wochen sei er mit den beiden gezogen, habe während dieser Zeit das Brennen von ihnen gelernt. In den zwölf Wochen, bis er gefangen worden sei, habe er über siebzig Brandstiftungen an Orten, die er nennt, verübt, in Folge welcher öfters ganze Dörfer verbrannt seien. Im Städtchen Ottenau habe er einem Kinde ein mit Pulver gefülltes Ei gegeben, mit dem Auftrag, es im Feuer zu braten. Vor seiner Gefangen-

ſolche im Betretungsfall gefangen zu nehmen und den Amtleuten der Eidgenoſſen zur Beſtrafung überliefern. Das wird ihnen urkundlich bewilliget; alle Amtleute werden aufgefordert, hiezu Vorſchub zu leiſten.“ Dieſe „Fryung der Keßler“ wird durch einen Tagſatzungsabſchied von Zürich, dd. 13. Sept. 1487, beſtätiget.

Der Keßler fryung. [1])

Wir von ſtetten und länndern unnſerer eydgnoſchafft anwällt und botten diſer zit in der ſtatt Zürich anſtatt und innamen unnſer herren und oberen verſamellt, bekennen offenlich und tund kundt allermengclichem durch diſern gegenwürtigen brieff, das für uns kommen ſind, der erbern meiſter kupferſmid und keßler hanndtwerchs von Zürich, Lutzern, Baden, Bremgarten, Mellingen, Brugg, Surſee, Willisow und uß annderen herrſchafften und gegninen, ſo zu irem tag und in ir geſellſchafft dienen und gehören, machtbotten und verwalter. Und offneten vor uns wiewol inen vormals durch vnſer eydtgnoſchafft rät und botten, uff einem gehaltnen tag zu Baden verſammelt uß bewegnuß notdurfftiger und redlicher urſachen ein fryung und bekanntnuß gegeben und mitgeteillt were, alſo das die frömbden keßler, ſo nit in iren tag und geſellſchafft gehörten und dieneten, ſy in unnſer eydtgnoſchafft herrſchafften, ämptern und gebieten unbekümbert laſſen und daſelbs ſolich keßler handtwerch und gewerb nit bruchen noch üben ſöllten. Nit des minder und über das alles unnderſtünden ettlich

[1]) Mitgetheilt nebſt andern hierauf bezüglichen Urkunden von Herrn Staatsarchivar Hotz in Zürich.

Ueber dieſe durch Eid gegenſeitig verpflichteten Banden liegen bei den Akten einige Gaunerliſten [1]), in welchen eine große Anzahl Genoſſen nach äußerlichen Merkmalen beſchrieben werden. Sie werden nur mit ihren Vornamen und ihrer Herkunft genannt, z. B. Michel von Straßburg, Hans von Baſel, Hans von Kolmar, Diepolt von Richenwil, Klaus von Ruffach, Hans von München, Klemens von Lahr, Jos von Heidelberg, Hans Walch ein geborner Walch aus dem Welſchland u. dgl. mehr. Nach ihrem Berufe ſind ſie Bauernknechte, Keßler, Spengler, Lumpenſammler, Krämer, „gemeine Perſonen"; ferner ſolche, die „auf der Gart laufen", d. i. Soldaten; endlich Löffler, Bader, Rebleute. Ihre Verbrechen ſind Brandſtiftung, Mord, Diebſtahl, Falſchſpielen. Der Gauner Pomeranz wird ein „Bipbaper" geheißen. Dieſer Ausdruck, deſſen Sinn ich nicht verſtehe, kommt auch in einer Verordnung des Pfalzrathes des Abtes von St. Gallen vom Jahr 1609 vor: „die ſich nit allein des betlens, ſondern auch des Spielens und Pippappens nit ſchemend." Hans von Baſel hat die Manier des Mordens, daß er die Leute mit einer Bleikugel „ungewarnter Sach" zu Tode wirft.

Sie tragen Degen, wie die Landsknechte, oder „lange Meſſer", oft auf der verkehrten Seite, gehen in aufgeſchlitzten oder abgeſchnittenen Hoſen; haben ihre Erkennungszeichen, von

---

[1]) Dieſe Gaunerliſten ſind alſo älter, als diejenige des Nachrichters Meiſter Frantz in Nürnberg vom Jahre 1593, welche *Avé Lallemant* I, p. 55, Not. 1 für die älteſte hält.

Im Juli des Jahres 1635 beklagt sich der St. Gallische Statthalter zu Wyl, daß täglich 1000—1500 Bettler, worunter viele gesunde starke Leute, an seinem Hofe Almosen empfangen [1]).

Zum Schluß dieses Abschnittes sei es erlaubt, eine Stelle aus Rüttimanns Gesch. des schweiz. Bürgerrechtes anzuführen, welche den Kampf der Staatsgewalt mit der Gaunerwelt im 16. und 17. Jahrhundert in scharfen Zügen beschreibt.

„Vor der Reformation machte man mit den Landstreichern kurzen Prozeß. Man examinirte sie auf der Folter über ihre Herkunft und schickte sie nach Hause. Sie wurden zum Eintritt in die kapitulirten Militärdienste gezwungen oder wohl auch förmlich als Galeerensklaven verkauft.

Eine Verordnung der Regierung von Bern vom 2. Mai 1571 sagt: die ausländischen Bettler und Landstreicher sollen ausgewiesen und nicht ins Land gelassen, die hartnäckigen auf die Folter gesetzt, mit Ruthen gestrichen, ins Halseisen gestellt und auf der Stirne gebrandmarkt werden. Und im Jahr 1646 ermächtigte ebendieselbe Regierung ihre Angehörigen zu Stadt und Land, das überläftige und gefährliche Bettler- und Diebsgesindel niederzumachen und sich desselben mit Prügeln oder Erschießen zu entledigen. In dem kleinen Bremgarten sollen in einem einzigen Jahr über 200 Vagabunden hingerichtet worden sein. Viele hunderte

[1]) Diese und andere Notizen von großer Zahl aus diesem Zeitraum verdanke ich meinem Freunde Dr. W. E. v. Gonzenbach, Stiftsarchivar in St. Gallen.

handnehmens der Bettler aus Welschland, namentlich aus Savoyen, daß die Mehrzahl derselben Krämer, daneben aber Brandstifter, Mörder und Diebe seien. Darum wird von der Tagsatzung verordnet: Heiden, Zigeuner, arbeitsfähige starke Bettler, Kräzentrager, Gengler, welsche Krämer sollen nicht geduldet, sondern es soll auf sie gefahndet, die Schuldigen sollen bestraft, alle ausgewiesen werden. „Kriegsgurglen", anderwärts auch Gardeknechte genannt, welche umherziehen und unverschämt betteln, sollen entwaffnet, gefoltert und über die Gränze geschafft werden. Die Maßregeln werden gegen das Ende des 16. Jahrhunderts immer schärfer: häufig Folter, Brandmarkung. Wer auf der Folter nicht bekennt, wird doch gebrandmarkt. Mit dem Herzog von Savoyen wird ein Vertrag vorbereitet, daß er die Landstreicher auf seine Galeeren nehme. Ebenso mit Spanien. Die Tagsatzung schlägt einmal vor: „insonderheit wird dafür gehalten, wann man ein Dotzet zusammenkuplet auf die Galeeren schickte, würde das in das Gesindel einen solchen Schrecken bringen, daß man hiemit der übrigen Landfahrer abkommen möchte." In der Folge nahmen wirklich Sardinien und Spanien, sowie auch Venedig solche Leute auf ihre Galeeren. In einem eidgn. Mandat von 1665 werden als solches Gesindel bezeichnet: die unter dem Schein vertriebener Edelleute, Studenten, Schulmeister herumziehen; in mehrerem aber die gottlosen landstreichenden Gyger und Leierdirnen, verdächtige Krämer, ausgerißne Soldaten, die mit falschen Steuer- und Brunstbriefen reisen, Harzer und Keßler und anderer faule Fasel." Es werden „Betteljagden" gegen sie unternommen.

Im Juli des Jahres 1635 beklagt sich der St. Gallische Statthalter zu Wyl, daß täglich 1000—1500 Bettler, worunter viele gesunde starke Leute, an seinem Hofe Almosen empfangen [1]).

Zum Schluß dieses Abschnittes sei es erlaubt, eine Stelle aus Rüttimanns Gesch. des schweiz. Bürgerrechtes anzuführen, welche den Kampf der Staatsgewalt mit der Gaunerwelt im 16. und 17. Jahrhundert in scharfen Zügen beschreibt.

„Vor der Reformation machte man mit den Landstreichern kurzen Prozeß. Man examinirte sie auf der Folter über ihre Herkunft und schickte sie nach Hause. Sie wurden zum Eintritt in die kapitulirten Militärdienste gezwungen oder wohl auch förmlich als Galeerensklaven verkauft.

Eine Verordnung der Regierung von Bern vom 2. Mai 1571 sagt: die ausländischen Bettler und Landstreicher sollen ausgewiesen und nicht ins Land gelassen, die hartnäckigen auf die Folter gesetzt, mit Ruthen gestrichen, ins Halseisen gestellt und auf der Stirne gebrandmarkt werden. Und im Jahr 1646 ermächtigte ebendieselbe Regierung ihre Angehörigen zu Stadt und Land, das überlästige und gefährliche Bettler- und Diebsgesindel niederzumachen und sich desselben mit Prügeln oder Erschießen zu entledigen. In dem kleinen Bremgarten sollen in einem einzigen Jahr über 200 Vagabunden hingerichtet worden sein. Viele hunderte

[1]) Diese und andere Notizen von großer Zahl aus diesem Zeitraum verdanke ich meinem Freunde Dr. W. E. v. Gonzenbach, Stiftsarchivar in St. Gallen.

solcher Unglücklichen wurden ohne Umstände erschlagen oder nach kurzem Verfahren hingerichtet, tausenden wurden die Ohren geschlitzt, eben so viele auf die Stirne gebrandmarkt, auf die Folter gelegt und mit Ruthen gestrichen. Massenweise wurden sie auf die Galeeren gesandt, und Bern und Zürich errichteten aus ihnen ein besonderes Regiment für Venedig, welches Werdmüller gegen die Türken führte."

Alle diese Maßregeln halfen aber dem Uebel nicht vollständig ab; im Gegentheil, es wurde im Verlauf des 18. Jahrhunderts immer ärger. Die Titel, unter denen die Vagabunden reisen, mehren sich zusehends: Korbmacher, Keßler, Spengler, Gewürz-, Pulver-, Krätzen-, Schleifsteinträger, Schwumkrämer, Bürstenbinder, Schaubhuter, Sterzer, Liederkrämer, Meermannen, Legner, fremde Marktschreier und Quaksalber, Musikanten und Spielleute. Diese Leute alle werden, wenn sie die Schweiz betreten, laut eidgenössischem Mandat von Bern 1741 mit dem Zeichen O. S. (Oberschweiz) gebrandmarkt.

Das „lose Heidengesind" oder die sogenannten „Ziginer" dürfen das Land nirgends betreten bei Strafe (im ersten Betretungsfall) des Ohrschlitzens, im zweiten des Staupbesens und Ohrabschneidens und im dritten bei Todesstrafe, welche durch den Strang ausgeführt wurde.

Bis hieher treffen wir kein näheres Eingehen auf die Persönlichkeit der Gauner an. Es wird einzig zwischen Heiden, Zigeunern und gewerbetreibenden Vaganten unterschieden, alle aber gewöhnlich wieder in Einen Tiegel geworfen. Die Schriften, welche das

Basler Rathsmandat veranlaßt hatte, waren meist zu gleicher Zeit Tendenzschriften der Reformation und daneben Warnungen vor den Betrügereien und Spitzbübereien der Vaganten. Als dann aber diese Bettelgaunerei in offenes Räuberwesen ausartete und zugleich die Polizeibehörden mehr Kraft und Intelligenz in sich zu vereinigen anfingen, begann man das Gaunerthum vom Individuum, nicht bloß vom Gesammteindruck aus, den es machte, zu betrachten. So entstanden die Gaunerlisten und die weitläufigen Untersuchungen über die Gaunersprache. Zwischen dem Rathsmandat und den Gaunerlisten des 18. Jahrhunderts finden wir auf die Schweiz speziell Bezügliches nichts der Art, was ich nicht oben bereits mitgetheilt hätte. In Deutschland und Frankreich dagegen entstand in der Mitte des 17. Jahrhunderts eine eigentliche Gaunerlitteratur, welche die Taktik der Gauner in allen ihren Zweigen umfaßte. Schon kommen Biographien von Gaunern vor, werden förmliche Gaunerschulen mit ihren Lehrmeistern, Eintheilung, Leitung und Disciplin beschrieben. Alle aber haben mehr den Zweck, die Neugierde zu befriedigen, als daß sie darauf ausgingen, polizeilichen Nutzen zu stiften.

Erst mit dem 18. Jahrhundert erscheint die offiziöse und offizielle Gaunerlitteratur. Der dreißigjährige Krieg hatte eine neue Generation von Gaunern geschaffen, welche nun mit frischer Kraft und großer Energie zu arbeiten anfing. Es sind dieß die nach und nach immer offener hervortretenden zahlreichen und berüchtigten Räuberbanden in der Schweiz und in Deutschland. Nicht daß nicht schon früher solche Räuberbanden auch bestanden

hätten; wir lesen z. B. von derjenigen des langen Peter im Jura, welche die Reise des Felix Platter nach Montpellier im Jahr 1551 gefährdet hatte; aber die alten und an Zahl weitaus vorwiegenden Mittel der Gaunerei durch die bisher zünftigen Betrügereien waren erschöpft und so ziemlich außer Gebrauch gekommen. Die Reformation hatte den Aberglauben erschüttert, die fortschreitende Bildung die plumpen Bettelkünste wirkungslos gemacht. Wenn auch noch hin und wieder Zigeunerinnen in Bauernhäusern ihr wahrsagendes Wesen trieben, oder Kartenschlägerinnen aus heimlichem Versteck den Gläubigen ihr Schicksal kund gaben, und in den Mandaten der Obrigkeiten über Lachsnereien durch Verkauf abergläubischer Bücher geklagt wird, — so wohnte sich dagegen doch der Bürger nach und nach zu einem stätigen Grundbesitz oder zum fleißigen Betrieb eines Handwerkes ein, das ihn fähiger und geneigter machte, sich gegenüber dem vagirenden Gesindel und dessen veralteten Künsten auf der Hut zu halten. Der Gassenbettel, schon lange verachtet, wurde verpönt, das Vagiren unter diesem Titel fing an dem Gauner gefährlich zu werden. Auch die gewerbsmäßige Brandstiftung mußte aufhören, weil sie für den Gauner kein dauerndes Interesse haben konnte, dagegen aber die Wachsamkeit der Behörden und die Verfolgung durch die Bürger im höchsten Grade angeregt hatte. Er mußte sich daher einen neuen Geschäftszweig suchen und fand ihn im offenen gewinnreichen Kampfe gegen das Eigenthum als Räuber und Dieb, unter dem Schein eines wandernden Handwerkers, Krämers und Meßbesuchers, ferner als Gaukler, Marionettenspieler, Musiker. Bei Tage liehen

dieſe Gewerbe den bequemen Deckmantel zum Auskundſchaften, Baldovern, einer guten Diebsgelegenheit, wenn der Gauner nicht vorzog, dieſes Geſchäft angeſtellten Bettelweibern und deren Kindern zu überlaſſen. Bei Nacht wurden die Räubereien und Diebſtähle ausgeführt, wobei oft große Kühnheit und feinſte Schlauheit angewendet werden mußte. Und nicht vereinzelt zog der Gauner zum Raube aus, und darin zeigt ſich eine neue Phaſe des Gaunerthums: mehrere thaten ſich zu einer Bande zuſammen, um gegenüber den verſtärkten Mitteln der Polizei in ihrer Organiſation auch nicht zurück zu bleiben. Die Vereinigung in Banden, welche mit vereinter Kraft und Schlauheit die Gelegenheiten zum Verbrechen ausſpionirten, die Verübung derſelben erleichterten und die Spuren verwiſchten, war die neue Waffe, welche die Gauner dem ſich bewußter werdenden Staate entgegen hielten. Ein unternehmender Gauner hatte je nach ſeinem Ruf eine größere oder kleinere Anzahl Geſellen, die er je nach Bedürfniß zu gemeinſamer Fahrt zuſammenberief. So bildeten ſich die Räuberbanden, deren Mitglieder bei den einzelnen Streichen oft rein zufällig ſich getroffen hatten; denn das kam ſelten vor, daß ganze Banden ſich permanent erklärt und ſo das Land durchzogen hätten. Wo ein Räuberhauptmann Kochemer, d. h. Genoſſen traf, nahm er ſie in ſeinen Dienſt für den nächſten Zug, und nach Verübung des Diebſtahls und Theilung der Beute ſtob die Bande wieder aus einander. So war ſie vor den Nachſtellungen der Polizei ziemlich ſicher; denn es war ſchon arg gefehlt, wenn mehrere Theilnehmer Eines Verbrechens zugleich in Unterſuchung ge-

riethen. Trafen die Gerichte sie einzeln, so war eine Verwicklung in Widersprüche unter den Genossen nicht leicht zu denken, die Lösung derselben aber beinahe unmöglich; die feste Taktik in den Verhören war, jede Bekanntschaft mit Genossen abzuleugnen, durch falsche Schriften und Zeugnisse der Hehler das Alibi zu beweisen, oder den Richter auf falsche Fährten zu bringen. Ließ sich ein Verhafteter beigehen, zu zegamseln, zu slichnen, d. h. zu gestehen und zu verrathen, vor einem andern Gerichte konnte sich der Verrathene immer wieder herauslügen; denn ein Zusammenhang unter verschiedenen Gerichten durch gemeinsames Wirken, Auslieferung u. dergl. kam noch selten vor und war mit vielen Formalitäten verbunden.

Als solche Banden treten uns in der Schweiz im 18. Jahrhundert entgegen die des Adolph Seemann, welche ihr Wesen im Schwarzwald und am Rhein von Basel bis Constanz trieb und aus einer Zahl von vier bis auf zwanzig und mehr Männern und Weibern bestand. Der Anführer nebst drei Genossen wurden im Jahr 1779 zu Dießenhofen im Thurgau hingerichtet. Die Bande des „großen Philipp" Bitz wurde 1789 in Frauenfeld aus einander gesprengt und der Führer mit sechs Genossen durch das Schwert getödtet.

Gleichzeitig wurde der berüchtigte Constanzerhans in Sulz am Neckar unschädlich gemacht. Er war einer der bedeutendsten Räuber seiner Zeit, den seine Züge in ganz Süddeutschland und in der Schweiz zum Schrecken der Besitzenden gemacht hatten. Unter seinen Genossen treffen wir eine große Anzahl Schweizer an.

Es würde zu weit führen, dieſe Banden und die große Zahl der andern, welche im 18. Jahrhundert in der Schweiz und in Süddeutſchland exiſtirten, zu beſchreiben, ſie ſind auch durch eine Menge von Schriften bekannt geworden. Hier iſt einzig zu notiren, daß man ſich endlich überzeugte, daß durch Bewachung der Gränzen, durch den Hin- und Hertransport des Geſindels und durch das Verurtheilen Einzelner das Gaunerthum nicht ausgerottet werden könne. Alle noch ſo harten Beſtrafungen durch die Gerichte fruchteten nur ſo viel, daß von 12,000 bis 20,000 Gaunern, welche ſich nach der Berechnung der ausgezeichnetſten Polizeibeamten damals in Deutſchland und in der Schweiz umhergetrieben haben, vielleicht einige hundert hingerichtet und eine verhältnißmäßige Anzahl in die Zuchthäuſer und auf die Galeeren gebracht wurden. Die Ueberlebenden erbten den Haß und die Rache der Juſtifizirten und kühlten ihren Muth nur heftiger gegen die Geſellſchaft. Gerade zur Zeit, als die Polizei mit Erfolg beſchäftiget war, die Räuber- und Gaunerbanden auf rationelle Weiſe zu zerſtören, erſannen die deutſchen Philoſophen und Juriſten jene zahlreichen Strafrechtstheorien, mit denen ſie weder die Gauner geniren, noch die Beſitzenden beruhigen, noch ſich ſelbſt über den Zweck und Nutzen der Strafe verſtändigen konnten. Der Gauner A. verſtand nicht, warum gerade er das Beiſpiel der Abſchreckung für Deutſchland werden ſolle; fand ſich durch zeitweiliges oder gar lebenslängliches Zuchthaus hinreichend in ſeinem Wirken beſchränkt und hielt zu ſeiner Beſſerung, die er, beiläufig bemerkt, gar nicht wollte, weder dieſes Zuchthaus noch den Ver-

[illegible]. Trafen die Gerichte sie einzeln, so war eine Verwicklung in Widersprüche unter den Genossen nicht leicht zu denken, die Lösung derselben aber beinahe unmöglich; die feste Taktik in den Verhören war, jede Bekanntschaft mit Genossen abzuleugnen, durch falsche Schriften und Zeugnisse der Hehler das Alibi zu beweisen, oder den Richter auf falsche Fährten zu bringen. Ließ sich ein Verhafteter beigehen, zu zegamseln, zu flichnen, d. h. zu gestehen und zu verrathen, vor einem andern Gerichte konnte sich der Verrathene immer wieder herauslügen; denn ein Zusammenhang unter verschiedenen Gerichten durch gemeinsames Wirken, Auslieferung u. dergl. kam noch selten vor und war mit vielen Formalitäten verbunden.

Als solche Banden treten uns in der Schweiz im 18. Jahrhundert entgegen die des Adolph Seemann, welche ihr Wesen im Schwarzwald und am Rhein von Basel bis Constanz trieb und aus einer Zahl von vier bis auf zwanzig und mehr Männern und Weibern bestand. Der Anführer nebst drei Genossen wurden im Jahr 1779 zu Dießenhofen im Thurgau hingerichtet. Die Bande des „großen Philipp" Bitz wurde 1789 in Frauenfeld aus einander gesprengt und der Führer mit sechs Genossen durch das Schwert getödtet.

Gleichzeitig wurde der berüchtigte Constanzerhans in Sulz am Neckar unschädlich gemacht. Er war einer der bedeutendsten Räuber seiner Zeit, den seine Züge in ganz Süddeutschland und in der Schweiz zum Schrecken der Besitzenden gemacht hatten. Unter seinen Genossen treffen wir eine große Anzahl Schweizer an.

Es würde zu weit führen, dieſe Banden und die große Zahl der andern, welche im 18. Jahrhundert in der Schweiz und in Süddeutſchland exiſtirten, zu beſchreiben, ſie ſind auch durch eine Menge von Schriften bekannt geworden. Hier iſt einzig zu notiren, daß man ſich endlich überzeugte, daß durch Bewachung der Gränzen, durch den Hin- und Hertransport des Geſindels und durch das Verurtheilen Einzelner das Gaunerthum nicht ausgerottet werden könne. Alle noch ſo harten Beſtrafungen durch die Gerichte fruchteten nur ſo viel, daß von 12,000 bis 20,000 Gaunern, welche ſich nach der Berechnung der ausgezeichnetſten Polizeibeamten damals in Deutſchland und in der Schweiz umhergetrieben haben, vielleicht einige hundert hingerichtet und eine verhältnißmäßige Anzahl in die Zuchthäuſer und auf die Galeeren gebracht wurden. Die Ueberlebenden erbten den Haß und die Rache der Juſtifizirten und kühlten ihren Muth nur heftiger gegen die Geſellſchaft. Gerade zur Zeit, als die Polizei mit Erfolg beſchäftiget war, die Räuber- und Gaunerbanden auf rationelle Weiſe zu zerſtören, erſannen die deutſchen Philoſophen und Juriſten jene zahlreichen Strafrechtstheorien, mit denen ſie weder die Gauner geniren, noch die Beſitzenden beruhigen, noch ſich ſelbſt über den Zweck und Nutzen der Strafe verſtändigen konnten. Der Gauner A., verſtand nicht, warum gerade er das Beiſpiel der Abſchreckung für Deutſchland werden ſolle; fand ſich durch zeitweiliges oder gar lebenslängliches Zuchthaus hinreichend in ſeinem Wirken beſchränkt und hielt zu ſeiner Beſſerung, die er, beiläufig bemerkt, gar nicht wollte, weder dieſes Zuchthaus noch den Ver-

durch sein vieles Ausschreiben gemacht, daß sich weit und breit im Lutherischen und Katholischen kein Diebsgesindel mehr darf sehen lassen.

Nach dem Vorgange Deutschlands wurden in der Schweiz eine große Anzahl Gaunerlisten verfertigt. Solche Listen haben wir von Bern, Frauenfeld, Altstätten, St. Gallen, Dießenhofen, Goßau, Rheinegg, Zürich, Freiburg u. s. w., welche im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Original und gedruckt sämmtlichen Polizeistellen der Schweiz und des Auslandes bekannt gemacht wurden. Sie enthalten mehr oder minder genaue Beschreibungen von mehreren Tausenden von Gaunern, ihre von den Genossen gegenseitig verrathenen Verbrechen und frühern Bestrafungen, ihre wahren Namen und Verbindungen, wobei sich herausstellte, daß sie sich aus Deserteurs, entwichenen Sträflingen, Heimathlosen und den Taugenichtsen aller Herren Länder rekrutirt hatten und zu rekrutiren fortfahren. Durch diese Listen wurde ihre Existenz völlig untergraben, namentlich auch dadurch, daß ihre Schlupfwinkel verrathen und aufgehoben wurden. Diese waren verrufene Wirthshäuser in den Marktstädten, abgelegene Höfe auf dem Lande und Dorfschenken. So war der Gauner nirgends mehr sicher und riskirte auch in diesem Falle strenge Untersuchung, wenn er nicht gerade an einem Verbrechen ertappt wurde. Die Räuber verschwanden zusehends; die nicht Gerichteten flüchteten sich zum Militär, welches solche Leute während der napoleonischen Kriege wohl brauchen konnte. Gemeinden und Privaten, welche Leute zum Kriegsdienste zu stellen hatten, versprachen ihnen das Bürgerrecht,

bezahlten ihnen ein Handgeld, und den Werbern waren sie eine willkommene Beute. Viele kehrten wohl auch in ihre Heimath zurück oder ergriffen fern von dem Schauplatz ihrer frühern Verbrechen irgend ein kleines ehrliches Gewerbe. So verschwanden sie beinahe spurlos, wie heut zu Tage die fremden Soldtruppen nach ihrer Heimkehr spurlos verschwunden sind. Eine ziemliche Anzahl, die aber nicht sehr gefährlich war, blieb unter dem Titel von Heimathlosen zurück. Von diesen ihren Epigonen werde ich unten noch einige Worte reden. Ich kann jedoch nicht unterlassen, vorher noch eine Probe eines zegamseinden Gauners aus einer Dießenhofer Untersuchung [1]) mitzutheilen, da eine solche meines Wissens noch nicht mitgetheilt worden ist.

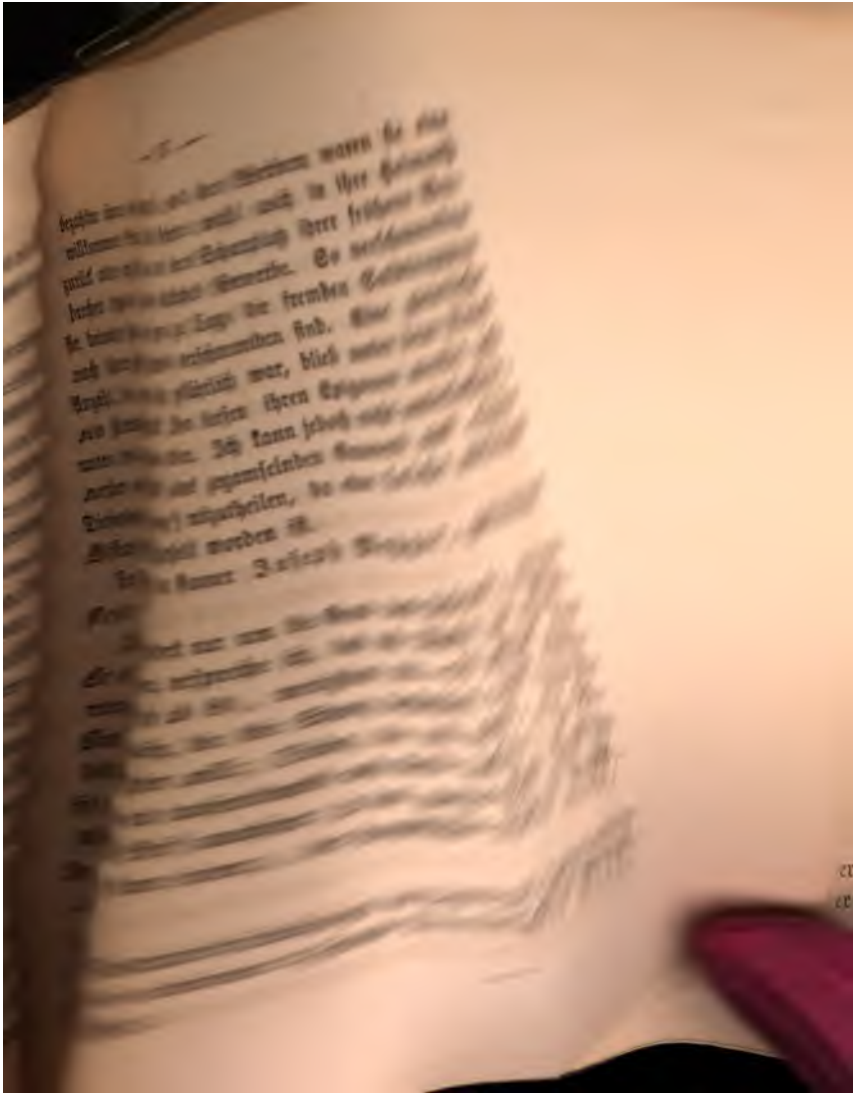
Der Redende ist der Gauner Joseph Metzger, genannt Peyer.

„Ich bitte allervorderst nur um die Gnad des Lebens; wenn Sie mir diese gewähren, verspreche ich, daß ich Ihnen zu Ausreutung von noch mehr als 80, wenigstens 60—70 Köpf nur Mannsbilder, Ausländische, die die Schweiz bestehlen, das tauglichste Instrument abgeben will; Dieben, die ich weiß, wo sie sind und wohl kenne und tausendweis noch Geld haben; ja sowohl Geld als falsche Brief machen; ja das ganze Nest will ich Ihnen entdecken; ich kenne einen, der französische Thaler macht,

[1]) Nebst andern Gaunerunterſuchungen aus dem 18. Jahrhundert mir mitgetheilt von meinem Freunde Oberrichter Brunner in Dießenhofen.

durch ein vieles Ausschreiben gemacht, daß sich we
im Lutherischen und Katholischen kein Liebesgesinde
sehen lassen.

Nach dem Vorgange Deutschlands wurden in der
große Anzahl Gaunerlisten verfertigt. Solche List
von Bern, Frauenfeld, Altstätten, St. Gallen, Wesenb
Rheinegg, Zürich, Freiburg u. s. w., welche im letzt
vorigen Jahrhunderts in Original und gedruckt für
lizeistellen der Schweiz und des Auslandes bekannt
den. Sie enthalten mehr oder minder genaue Besch
mehreren Tausenden von Gaunern, ihre von den G
seitig verrathenen Verbrechen und frühern Bestrafun
ren Namen und Verbindungen, wobei sich heraus
sich aus Deserteurs, entwichenen Sträflingen, He
den Taugenichtsen aller Herren Länder rekrutirt
rekrutiren fortfahren. Durch diese Listen wurde
lig untergraben, namentlich auch dadurch, daß ih
verrathen und aufgehoben wurden. Diese waren
häuser in den Marktstädten, abgelegene Höfe au
Dorfschenken. So war der Gauner nirgends me
kirte auch in diesem Falle strenge Untersuchung
gerade an einem Verbrechen ertappt wurde.
schwanden zusehends; die nicht Gerichteten flüch
ltär, welches solche Leute während der napoleon
brauchen konnte. Gemeinden und Privaten,
Kriegsdienste zu stellen hatten, versprachen ihne



die gar wohl kursiren, auch einen, der die Siegel aller 13 Cantone exakt nachmacht, ja von dem Kaiser und den Königen und noch mehr; der Prozeß von denen, die hier sind, soll dann bald aus sein. Einer ist hier, dürfen nur schreiben auf Zizers in Bündtnerland an Graf Salis, den ich gar gut kenne, so werden Sie Wunder erfahren: der hat dem Graf Salis sein Silberservice gestohlen. Wenn einer will Vögel fangen, so muß er einen guten Falken haben, und der will ich sein. . . . Meistens kommen die Aergsten auf die Zurzacher Meß, da kommt ein ganzer Schwarm zusammen, Leute, die man gar nicht dafür ansehen würde, die in goldgalonirten Kleidern und die Weiber mit anhangenden goldenen Uhren aufs prächtigste daher ziehen. Viele kommen nach Constanz, St. Gallen und Schaffhausen. Auf Zürich, Bern und Basel kommen nicht so viele, denn man ist dort gar zu scharf; in diesen Stücken müssen Sie mich als einen ehrlichen Mann finden, alles muß wie an einem seidenen Schnürlein gehen, wie ein Uhrwerk.

Unser Gattung Leute sind der Polizei gröster Profit. Bis jetzt sind nur die armen Tropfen und Handwerksbursch der Gegenstand Ihrer ausübenden Schuldigkeit, nur die Bedürftigen und Ungeschickten müssen die Suppen ausfressen. Ich will alle zum Geständnis bringen; die ungerechten Tritte aller Diebswaare will ich als ein gerechtester Mann entdecken; ich will in Zeit von einem Jahr die Schweiz so von Diebesbanden leeren, daß man das Geld öffentlich auf den Gassen tragen darf.“ Man sieht, es fehlt diesem Gaunerthum nicht an Selbstbewußtsein und Gefühl der Stärke

seiner Organisation. Uebrigens ist auch den Geständnissen der Gauner nur so weit zu trauen, als sie verifizirt werden können. Die Renommisterei spielt bei ihnen eine große Rolle, wenn sie anfangen gesprächig zu werden.

In diesen Räuberbanden war das Gaunerthum in der Schweiz zu seiner höchsten Blüthe gelangt, und es ist nun wohl an der Zeit, dessen vollendete Organisation genauer zu betrachten, wobei wir die Fortsetzung desselben bis in die neuere Zeit auch berücksichtigen müssen.

Das Gaunerthum wurde bis in die neueste Zeit nach der Religion der bei demselben aktiv betheiligten Personen in ein jüdisches und ein christliches eingetheilt. Die Gauner theilen etwa die passiv bei ihren Künsten betheiligten Personen, d. h. die Bestohlnen und Betrogenen, in Katholische und Reformirte, Wanische und Grillische, ein und modifiziren nach diesen Kategorien ihre Unternehmungen.

Der Eintheilungsgrund nach jüdischen und christlichen Gaunern kann angenommen werden oder nicht, wie man will. Auf die Erkenntniß des Gaunerthums als historische Thatsache der Organisation des Verbrechens hat er keinen Einfluß. Es giebt Gauner, die Juden, und solche, die Christen sind; ihre Thätigkeit als Diebe und Hehler, Kundschafter und Anführer von Banden greift aber so in einander, daß eine Unterscheidung in der Praxis von geringerem Werthe ist. Was sie unterscheidet, ist nicht im Gaunerthum als solchem begründet, sondern in der Verschiedenheit der Nationalität. Die jüdischen Gauner halten unter sich viel fester

Banden von frecher Verwegenheit und zahlreicher Genossenschaft. Thiele, ein preußischer Beamter, welcher diese Untersuchung beschrieben hat, rechnet die Zahl der Gauner jüdischer Nation in Deutschland auf 10,000, welche jährlich durch ihre Verbrechen das Land um anderthalb Millionen Thaler schädigen. In der Untersuchung, die er beschreibt, waren 520 Personen implizirt. Sie dauerte mehr als zwei Jahre und kostete über 11,000 Thaler.

Diese Untersuchungen scheinen von der Regel des Slichnens der Juden eine Ausnahme zu machen; sie findet sich jedoch, abgesehen von den großen Untersuchungsmitteln, welche auf sie verwendet werden mußten, darin bestätiget, daß, nachdem zwei Inquisiten gestanden und ihre verhafteten Mitschuldigen verrathen hatten, diese letztern hinwieder das Slichnen auf andere ausdehnten, welche sie in ihren Geständnissen begangener Verbrechen nicht übergehen konnten.

Sowohl bei den Juden ist das Slichnen, als bei den Christen das Zegamseln sehr verpönt. In früherer Zeit wurde der Verräther, wenn er loskam, von seinen Genossen getödtet, später zur Warnung im Gesichte durch einen Schnitt gekennzeichnet. In neuerer Zeit genügte eine gehörige Tracht Prügel und Verachtung. Den Jakob Humbolezky, welcher in den Vierziger-Jahren die Gaunerei der sogen. Heimathlosen aufdeckte, traf der Haß seiner frühern Genossen in der Weise, daß er, überall von ihnen verstoßen, an ein ordentliches Leben nicht gewöhnt, sich im Gefängniß selbst den Tod gab.

Die Familienverhältnisse der christlichen Gauner sind

ſehr locker. Sie leben meiſt im Concubinat. Eine Weibsperſon hat während des Lebens ihrer frühern Beihälter, während dieſe z. B. im Zuchthauſe ſitzen, wieder Kinder von Andern. Viele wollten ſich mit Copulationsſcheinen ausweiſen, daß ſie verheirathet ſeien, und in der That beſaßen ſie auch Zeugniſſe katholiſcher Geiſtlichen aus Italien, daß ſie dort getraut worden ſeien. Dieſe ſogen. römiſchen Ehen kamen noch in den Heimathloſen-Unterſuchungen der letzten Vierziger- und Fünfziger-Jahre vor. Es wurden darüber, als über eine Haupturſache der Vermehrung des Vagantenthumes in der Schweiz Noten mit dem päpſtlichen Stuhl gewechſelt. Der Papſt erklärte: „Der h. Vater, welcher in ſeiner Eigenſchaft als Oberhirte über alle Gläubigen das Recht hat, für ihr Seelenheil zu ſorgen, welches auch das Land ſei, dem ſie angehören, kann nicht zulaſſen, daß dieſe Gläubigen, welche ſich in Gewiſſensſachen nach Rom verfügen, dieſelben nicht ſollten ins Reine bringen können durch alle Mittel, welche ihnen die Kirche bietet, und ſelbſt durch das Mittel der Ehe.“ Und als im Jahr 1836 Nidwalden einen Toleraten Huſer wegen ſeiner römiſchen Ehe dem Kirchenſtaate zuweiſen wollte, ſchrieb der Nuntius: „die Ehe gebe den Fremden weder Titel noch Rechte in dem Lande, wo die Ehe eingegangen wurde, ſo daß man nicht annehmen könne, es ſeien dadurch die Fremden Angehörige des Landes geworden; denn der Papſt habe nicht in ſeiner Eigenſchaft als Souverain der römiſchen Staaten eine ſolche Handlungsweiſe vorgenommen, ſondern einzig und allein als Oberhirte der Kirche, welcher, nachdem er für das Seelenheil ſeiner Heerde ſelbſt durch

Banden von frecher Verwegenheit und zahlreicher Genossenschaft. Thiele, ein preußischer Beamter, welcher diese Untersuchung beschrieben hat, rechnet die Zahl der Gauner jüdischer Nation in Deutschland auf 10,000, welche jährlich durch ihre Verbrechen das Land um anderthalb Millionen Thaler schädigen. In der Untersuchung, die er beschreibt, waren 520 Personen implizirt. Sie dauerte mehr als zwei Jahre und kostete über 11,000 Thaler.

Diese Untersuchungen scheinen von der Regel des Slichnens der Juden eine Ausnahme zu machen; sie findet sich jedoch, abgesehen von den großen Untersuchungsmitteln, welche auf sie verwendet werden mußten, darin bestätiget, daß, nachdem zwei Inquisiten gestanden und ihre verhafteten Mitschuldigen verrathen hatten, diese letztern hinwieder das Slichnen auf andere ausdehnten, welche sie in ihren Geständnissen begangener Verbrechen nicht übergehen konnten.

Sowohl bei den Juden ist das Slichnen, als bei den Christen das Begamseln sehr verpönt. In früherer Zeit wurde der Verräther, wenn er loskam, von seinen Genossen getödtet, später zur Warnung im Gesichte durch einen Schnitt gekennzeichnet. In neuerer Zeit genügte eine gehörige Tracht Prügel und Verachtung. Den Jakob Humbolezky, welcher in den Vierziger-Jahren die Gaunerei der sogen. Heimathlosen aufdeckte, traf der Haß seiner frühern Genossen in der Weise, daß er, überall von ihnen verstoßen, an ein ordentliches Leben nicht gewöhnt, sich im Gefängniß selbst den Tod gab.

Die Familienverhältnisse der christlichen Gauner sind

sehr locker. Sie leben meist im Concubinat. Eine Weibsperson hat während des Lebens ihrer frühern Beihälter, während diese z. B. im Zuchthause sitzen, wieder Kinder von Andern. Viele wollten sich mit Copulationsscheinen ausweisen, daß sie verheirathet seien, und in der That besaßen sie auch Zeugnisse katholischer Geistlichen aus Italien, daß sie dort getraut worden seien. Diese sogen. römischen Ehen kamen noch in den Heimathlosen-Untersuchungen der letzten Vierziger- und Fünfziger-Jahre vor. Es wurden darüber, als über eine Haupturſache der Vermehrung des Vagantenthumes in der Schweiz Noten mit dem päpstlichen Stuhl gewechselt. Der Papst erklärte: „Der h. Vater, welcher in seiner Eigenschaft als Oberhirte über alle Gläubigen das Recht hat, für ihr Seelenheil zu sorgen, welches auch das Land sei, dem sie angehören, kann nicht zulassen, daß diese Gläubigen, welche sich in Gewissensſachen nach Rom verfügen, dieselben nicht sollten ins Reine bringen können durch alle Mittel, welche ihnen die Kirche bietet, und selbst durch das Mittel der Ehe.“ Und als im Jahr 1836 Nidwalden einen Toleraten Huser wegen seiner römischen Ehe dem Kirchenstaate zuweisen wollte, schrieb der Nuntius: „die Ehe gebe den Fremden weder Titel noch Rechte in dem Lande, wo die Ehe eingegangen wurde, so daß man nicht annehmen könne, es seien dadurch die Fremden Angehörige des Landes geworden; denn der Papst habe nicht in seiner Eigenschaft als Souverain der römischen Staaten eine solche Handlungsweise vorgenommen, sondern einzig und allein als Oberhirte der Kirche, welcher, nachdem er für das Seelenheil seiner Heerde selbst durch

die Ehe gesorgt, ihnen dadurch nicht nur ein Asyl darbiete, sondern sie selbst zwinge, es anzunehmen, um sie unter seinen Schutz gegen jede Verfolgung zu nehmen, und um nicht Anlaß zu Klagen von Seite ihrer Regierungen zu geben." Es war übrigens eidgenössisches Recht, daß Heimathlose, welche in einem Kantone der Schweiz eine solche Ehe eingehen und ungesetzlich copulirt werden, diesem Kanton zur Last fallen. Dagegen soll eine paritätische Ehe fürder nicht mehr Heimathlosigkeit der Ehegatten und ihrer Kinder nach sich ziehen, laut Concordat vom Jahre 1810, welchem übrigens die Stände Schwyz, Unterwalden und Appenzell nicht beigetreten sind.

Die christlichen Gauner waren endlich vorzugsweise Katholiken, Abkömmlinge jener Bettler der frühern Jahrhunderte, die den Kirchen und Klöstern nachwanderten, und auch aus dem Grunde, weil sie sich mit ihren römischen Ehen und der leicht erhältlichen katholischen Taufe ihrer Kinder doch wenigstens in Einem Punkte gegenüber der Gesellschaft einigermaßen legitimiren konnten. Uebrigens mag es Viele gegeben haben, welche es machten, wie jener Gauner „Schwitzerhans", von welchem Ochs Geschichte von Basel VIII, 45 berichtet, daß er an katholischen Orten die Messe besuchte, an reformirten die Predigten mit heuchlerischer Andacht, so daß er die Leute lange täuschen konnte und das Volk ihn zwar für einen Gauner, der vom Almosen lebe, aber für einen „ehrlichen Gauner" hielt, bis er 1780 wegen Diebstahls mit dem Strang hingerichtet wurde.

Zur Persönlichkeit der Gauner ist ferner noch zu bemerken,

daß dieſelben ſämmtlich von ihren Genoſſen mit Spitznamen bezeichnet werden. Die jüdiſchen Gauner haben entweder verſtümmelte hebräiſche Namen, oder, wie die chriſtlichen, ſolche, die ſich auf ihre Körpergeſtalt beziehen, z. B. Itzig ſtatt Iſaak, der kleine Meier, Jickel ſtatt Jakob, der goldne Jokef, Jauſel ſtatt Joſeph, Affrom und Affromche ſtatt Abraham, der lange Abraham, Meierche ſtatt Meier, der ſchwarze Mauſche Leib ſtatt der ſchwarze Moſes Levi u. ſ. w. Sie wechſeln ihre Namen übrigens ſo oft als ihr Kleid. Die chriſtlichen Gauner haben ihre Spitznamen von ihrer Heimath, ihrem Gewerbe, ihren beſondern körperlichen Merkmalen und mundartlichen Ausſprache ihrer Vornamen her: der Conſtanzer Hans, Tyroler Sepp, Vogeljakob, Schinderhannes, Singerjägers Jörg, Hannickel, Hutſchmützer, der große oder Herzogskeßler, Spengler Franz Sepp, Salbenmanns Marei, der rothe Hechelſpitzer, das Purzhennele oder Küchlenanni, großlippete Joppeli, die alte Gunglerin, die Seeblonze u. ſ. w. Keiner, der nicht einen Spitznamen hätte, und darunter oft ſehr obſcöne. Der Gauner mochte der Geſellſchaft gegenüber ſeinen Namen ändern, ſo oft er wollte, ſeine Genoſſen kannten ihn immer unter ſeinem Spitznamen. Solche Spitznamen ſind wohl auch „Lamprecht“ auf dem Kohlenberg und die Gaukler „Beheim“, welche im 14. Jahrhundert in Baſel aufgetreten ſind. Die Namen Beheim und Lamprecht deuten auf Zigeuner. Im Verhör läugnet der Gauner ſeinen Spitznamen.

Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß man ſich unter Gaunerbanden weder bei Juden noch bei Chriſten feſtſtehende Corps

unter einem Anführer denken müsse. Die Diebsgesellschaften, Chawrussen genannt, bilden sich aus Leuten, die zufällig von einem hervorragenden Gauner, welchem die Gelegenheit eines Verbrechens zur Kunde gekommen ist, versammelt werden. Richtig ist, daß beinahe alle Gauner sich kennen und mit Hülfe ihrer Zinken, d. h. verabredeten Zeichen, welche sie sich an Wegen, auf Brücken u. s. w. geben, unter sich Rendezvous veranstalten. Die christlichen sind noch überdieß oft unter einander verwandt und verschwägert. Die Kinder werden förmlich zur Gaunerei erzogen. Sie und die Weiber werden zum Baldovern, Auskundschaften, verwendet, indem sie unter dem Vorwande des Bettels, des Lumpen- und Knochensammelns, Hausirens in die Häuser einschleichen und die Gelegenheit zu Diebstählen erspähen, gelegentlich auch selbst etwas mitlaufen lassen, was nicht gerade zu fest hält.

Es giebt eine sehr große Zahl von Arten der Vollführung von Verbrechen. *Avé Lallemant*, der das neueste, vollständigste und beste Werk über das gesammte Gaunerwesen geschrieben hat, zählt 61 Kategorien auf. Die Gauner machen sich eine oder mehrere dieser Formen des Verbrechens eigen und excelliren darin als Meister. Ich muß mich beschränken, die mir bekannten, in der Schweiz in neuerer Zeit vorgekommenen kurz aufzuzählen.

Der Biaschmahandel, das Polengehen. Statt der Definition will ich Einen der vielen in der Schweiz s. Z. vorgekommenen Fälle erzählen:

Am 7. Jänner 1842 kam ein Fremder nach Ochsenfurth bei Frauenfeld, um in der dortigen Schenke ein Glas Branntwein zu

trinken. Der Fremde gab sich für einen Handelsjuden Neumann von Gailingen aus, der Schnapps für den Schwertwirth in Winterthur zu kaufen wünsche. Da der Wirth ihm eröffnete, er würde ein ziemliches Quantum liefern können, versprach der Jude, den Schwertwirth, den er nächstens sehen werde, davon zu benachrichtigen.

Am 12. gl. M. kam dieser Neumann wieder mit einem Andern, den er als den Schwertwirth von Winterthur vorstellte. Der Branntweinhandel wurde abgeschlossen und die Fremden saßen noch bei einem Glase Wein, als ein Dritter eintrat, in ärmlicher Kleidung, sich in gebrochenem Deutsch für einen Polen ausgebend; er ließ sich auch einen Schnapps geben, nahm nach und nach an dem Gespräche Theil und erzählte von den Gräuelszenen des Revolutionskrieges von 1830, der ihm Vater, Frau und Kinder geraubt und ihn, von gutem Hause herstammend, in diesen armseligen Zustand versetzt habe. Mit einer Art Stolz schlug er ein Almosen, das ihm die beiden andern geben wollten, aus, gab nachher dem Wirthe mehrere in ein Papier gepackte Münzen und bat ihn, da er dieses Geld nicht kenne, sich für die Zeche bezahlt zu machen. Dann begehrte er, mit dem Wirthe allein im Nebenzimmer zu sprechen, zog da ein Schächtelchen heraus und sagte, er wolle ihm einige Kostbarkeiten zeigen, wie er solche wohl noch keine gesehen habe; das eine Stück, ein Kreuz mit weißen Steinen, sei das Ehrenzeichen seines als General im Revolutionskriege gefallenen Vaters gewesen; das andere war eine mit gleichartigen Steinen besetzte Busennadel. Kaum hatte der Wirth diese Gegen-

stände betrachtet, trat der Schwertwirth und später auch der Hebräer ein, nahmen dem Wirth das Schächtelchen aus der Hand, bewunderten die Pracht der Steine und schilderten sie dem Wirthe als von unschätzbarem Werthe. Der Schwertwirth kaufte nach langem Hin- und Herreden, wobei der Pole dem Schmucke seiner Ahnen manche Thräne nachweinte, denselben für hundert Louis-d'or, bedauerte aber, weder genug Geld zur Bezahlung desselben bei sich zu haben, noch an einem Orte zu sein, wo er solches entlehnen könne. Der Wirth ließ sich endlich bewegen, hundert und acht Gulden, seine ganze Baarschaft, dem Polen zu geben, der sie unter der Bedingung annahm, daß der Schmuck bis zu völliger Ausbezahlung in seinem Kasten versiegelt aufbewahrt bleiben müsse, und daß der Schwertwirth denselben folgenden Tages einlöse. Die Fremden gingen fort, jeder einzeln, und kamen nicht mehr.

Der Pole, wie sich dann später durch die Untersuchung herausstellte, war ein Moses Hirschberg aus Gailingen, versehen mit einem französischen Paß auf den Namen Abraham Gottchaux; der Schwertwirth war Samuel Moses, angeblich Heinrich Moriz von Hagenthal, und Neumann war der Gauner Leopold Meier, alle drei aus dem Elsaß. Die Brillanten waren in Messing eingefaßtes Glas.

Diese Chawrusse (Diebsgesellschaft) trieb sich, in der Regel aus fünf Personen, drei Männern und zwei Weibern, bestehend, öfters aber auch durch Knaben und Mädchen verstärkt, lange in der Schweiz herum und korrespondirte mit andern Gaunern im

Elſaß durch Briefe poste restante Baſel unter der Adreſſe eines Salomon Braunſchweig, eines armen Juden im Elſaß, der die Briefe durch ſeinen Bruder in Baſel abholen ließ. Außer mit Biaſchmahändeln beſchäftigte ſich dieſe Geſellſchaft mit

Taſchendiebſtählen auf Märkten, Torfdrucken oder Theilefziehen;

Stehlen beim Geldwechſeln, Chilfen [1]);

Stehlen von Waaren in Kaufläden und Buden, Schottenfellen;

Einſchleichen in Gaſtzimmer, Kittenſchieben, und Abſchneiden von Koffern von Reiſewagen, Goleſchächten genannt.

Solche Verbrechen wurden bekanntlich in neueſter Zeit in der Schweiz wiederholt verübt, namentlich in Baſel zweimal die Art des Kittenſchiebens, welche von den Gaunern das Zefirhalchenen oder Kaudemhalchenen genannt wird, das Einſchleichen des Morgens früh [2]). Taſchendiebe kommen bekannt-

[1]) Der Gauner dieſes Gewerbes bezeichnet irgend ein Geldſtück, welches ihm ein Handelsmann im Laden herausgegeben hat, als ſelten, und verſpricht Agio, wenn ihm mehrere dieſer Sorte gegeben werden können. Der Kaufmann langt ſeinen Geldvorrath hervor und fängt an zu ſuchen. Der Gauner hilft ihm und läßt dabei auf eine geſchickte Weiſe von dem Gelde in ſeine Hand wandern, was der Beſtohlene erſt bemerkt, wenn Jener den Laden bereits verlaſſen hat.

[2]) Der Zefirhalchener ſchleicht unter dem Schein eines Dienſtboten,

lich in der Schweiz öfters vor. Sie sind gewöhnlich Juden aus dem Elsaß und aus Deutschland.

Eine andere Art des Viaschmahandels, welche vor nicht langer Zeit in Basel und Pruntrut wiederholt vorgekommen ist, ist der Betrug unter dem Vorgeben, daß der Chawer, der den Fremden spielt, sein Geld, welches er an einen gewissen Ort, z. B. zu liederlichen Dirnen, nicht mit sich nehmen möge, in die Erde vergräbt, es aber durch den zu Betrügenden nach kurzer Zeit wieder holen läßt, dafür jedoch zur Sicherheit, bis er zurückkommen werde, dessen Geld als Pfand verlangt. Durch splendide Bezahlung kleiner Dienstleistungen, z. B. als Wegweiser durch die Stadt und durch die Aufmunterungen seines Genossen, welcher den Freund des zu Betrügenden spielt, hat er das Opfer bereits für sich gewonnen. Kommt der Betrogene vom Orte des Versteckes zurück, so trifft er den Chawer nicht mehr, und untersucht er das Versteckte, so sind es Rollen gefüllt mit Kupfermünzen. Zu diesem Betruge gehören außer dem Betrogenen gewöhnlich zwei Personen. Es sind beides dem Anschein nach sehr einfältige Arten des Betruges, haben aber doch sehr viele Opfer erreicht. In Frank-

---

oder eines Barbiers u. dgl. in die Zimmer eines Gasthofes, um Uhren, Geld, Pretiosen, Kleider, welche Reisende im Zimmer liegen haben, zu stehlen. Schläft der Reisende oder ist er für einen Augenblick ausgegangen, so ist der Diebstahl leicht auszuführen. Schläft er nicht, so entschuldiget sich der Dieb mit einer glaubhaften Ausrede und geht weiter von einem Zimmer zum andern.

reich praktizirten die Gauner, welche sich [illegible] nennen, eine etwas feinere Art dieses Betruges. Der [illegible] wird [illegible]cain, sein Genosse le partenier und der Betrogene le pantre oder geradezu le simple genannt.

Durch den [illegible] wurden vor ungefähr zwei Jahren in der Westschweiz Meurer um [illegible] Summen betrogen. Die Thäter waren Juden aus [illegible], wo sie auch wegen eines solchen in Basel verübten Betruges [illegible] worden sind. Es ist dieß der Handel mit falschen [illegible], wobei die Betrüger vorgeben, sie müssen sie um allen Preis verkaufen, um schnell Geld zu bekommen, weil sie in Contrast geraten und flüchtig seien und verfolgt werden. Sie wissen sich durch allerlei Vorspiegelungen Vertrauen in solchem Maße zu gewinnen, daß sie unter der Vorgabe, in der Nähe eine Niederlage von solchen Waaren zu besitzen, noch Vorschüsse auf diese bekommen; öfters produziren sie echte Waaren zu wohlfeilen Preisen, während die der Niederlage, auf welche sie sich Vorschüsse geben ließen, falsch ist. Mit diesen Vorschüssen flüchten sie sich, und der Betrogene hat entweder gar keine, oder dann fast werthlose Waaren. Die Gier, „einen guten Handel zu machen", läßt oft die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln beim Einkaufen vergessen.

Das Strassenbrechen, Mackeren und Schränken war die Praxis der Räuberbanden des achtzehnten Jahrhunderts. Es bedeuten diese Ausdrücke Straßenraub, Erbrechen von Behältnissen mit Brecheisen oder Nachschlüsseln und Einbruch. So in der Schweiz die Banden des Constanzerhans, des Adolphi in Dießen-

hofen und Zurzach, des Tyroler-Sepp in Graubünden, des großen Philipp in Frauenfeld und viele andere mehr. Hiebei kam es einzelnen Räubern nicht darauf an, daß sie bisweilen auch Morde verübten, während andere, z. B. der Constanzerhans, sich absichtlich der Gewaltthaten gegen Personen enthielten. Solche Banden bildeten in den Vierziger-Jahren auch Heimathlose in Gemeinschaft mit Stromern, z. B. Jakob Brunner, Georg Klett, Gerstenmeier, Hechingertoni, Lorenz Pfaus, genannt Bub, welche u. A. einen Raubzug aus dem Badischen ins Thurgau an die St. Gallische Gränze ausgeführt haben. In solchen Fällen wirft man den Verdacht oft auf die nächste Umgebung, weil man nicht ahnt, daß der Gauner sein Baldovern bis in weite Ferne ausdehnt.

Das Stippen, auch Juckenschlecken, der Opferstockdiebstahl mit Leimruthen, kommt dann und wann in größern Kirchen, z. B. im Münster zu Basel vor.

Freischupper, Kuwiostoßer, Hadderer, d. i. Falschspieler, zeigten sich in neuester Zeit in der Schweiz. Leute dieses Gewerbes aus den Kantonen Zürich, Luzern und Aargau reisen zum Zwecke der Ausübung desselben bis nach Frankreich und Deutschland. Sie sind um so gefährlicher, als die Gerichte ihnen nicht leicht beikommen können, da sie ihren Künsten einen sehr unschuldigen Anstrich zu geben wissen.

Fleppenmalochner nnd Chassimemalochner, Verfertiger falscher Schriften und Siegel, kommen nicht sehr selten vor; manchmal sind die Schriften und Siegel sehr gut nachgemacht. In den Vierziger-Jahren bestand in der Enge bei Zürich ein

förmliches Büreau von Fleppenmalochnern. Ein gewiſſer Jakob Medwed aus Motſchilla in Oeſterreich, der ſich in der Oſtſchweiz als Menger herumtrieb, verfertigte die falſchen Siegel dazu auf eine höchſt einfache, aber ſichere Art. In jüngſter Zeit produzirte ein Individuum aus dem Badiſchen ſelbſtverfertigte Zeugniſſe einer Taubſtummenanſtalt „Aarau“, welche mit großem Amtsſiegel verſehen waren, und ſammelte mit denſelben mildthätige Steuern. Er ſtellte ſich ſelbſt taubſtumm. Es kann dieſes Subjekt ganz gut zu den Gaunern gezählt werden, da es nur vorübergehend feſten Wohnſitz nimmt und das Fleppen- und Chaſſimemalochnen gewerbsmäßig in verſchiedenen Formen betreibt. (Kantonsblatt Baſel 23. Mai 1863.)

Sefelgraben kam im Thurgau in den Vierziger-Jahren vor. Es war eine Familie Abel aus Kaiſeringen, deren Haupt, der älteſte Sohn, mit dem Gaunernamen Singerjägers Hans Jörg, durch abergläubiſche Künſte und Schatzgraben Mehrere um bedeutende Summen betrügen konnte. Ebenſo ſein Stiefvater Abel.

Als Rochlim, Quackſalber, zeigen ſich öfters Judenweiber und Zigeunerinnen, die nebenbei auch Diebſtähle baldovern. Sie ſind von ihrer Kunſt ſo ſehr überzeugt, daß ſie dieſelbe im Gefängniß ſogar dem Unterſuchungsrichter und dem Gefangenwärter empfehlen. Die Heimathloſen nannten den Betrug durch Verkauf von Arzneien und durch Wahrſagen „Kaſpern“, woher im Volksmund das Wort „Kaſperſchmalz“, windige Ausflucht, ſich bis jetzt erhalten hat.

Eine ſehr verbreitete Art der Gaunerei, welche in zwei ver-

ſchiedenen Formen in der Schweiz öfters vorkommt, iſt diejenige der *Grinchissage*, für welche ich einen deutſch-gauneriſchen Namen nicht gefunden habe.

Der *Grinchisseur à la Limonade* geht als Bedienter verkleidet in einen Laden oder in ein Café und verlangt für ſeinen Herrn ſo und ſo, wohnhaft in Nro. ſo und ſo, gewöhnlich etwas weit weg, Limonade, Wein, Brod, Fleiſchſpeiſen, Geflügel und bittet, der Kellner möchte die Sachen in das bezeichnete Haus tragen, wo ſein Herr, der Geſellſchaft erwarte, ſie ihm abnehmen werde. Der Kellner befolgt den Auftrag. In der Nähe des bezeichneten Hauſes kommt ihm der Bediente, der voran gegangen war, um angeblich noch weitere Aufträge zu beſorgen, in aller Eile entgegen und klagt, daß er noch vergeſſen habe Liqueur, Cigarren oder ſo etwas zu beſtellen, nimmt dem Kellner den Korb ab und erſucht ihn, das Vergeſſene nachzuholen. Arglos eilt der Kellner, um das Verlangte zu bringen. Kommt er mit der zweiten Beſtellung zurück, ſo iſt der Korb mit den erſten Waaren verſchwunden und der angebliche Beſteller iſt im bezeichneten Hauſe nicht aufzufinden.

Der *Grinchisseur au voisin* nimmt gewöhnlich die Rolle eines ehrbaren Bürgers oder auch eines Bedienten; wenn es ein Weib iſt, diejenige einer reſpektabeln Bürgerstochter, oder dann einer Waſcherin, Näherin, Dienſtmagd an, und beſtellt in einem Laden einige Stücke von der oder jener Waare, einige goldene Ketten oder Ringe, Regenſchirme, Schuhe, um ſie ihren Eltern, Verwandten oder ihrer Herrſchaft, welche dem Kaufmann wohl bekannt

ſind, zur Auswahl vorzulegen. Dieſer giebt die Waaren. Wenn er aber die Muſter nicht mehr zurück bekommt und dann bei der betreffenden Herrſchaft nachfragt, erfährt er, daß er betrogen iſt. Oft tragen ſolche Bedienten Körbe, Reitpeitſchen, die Mägde kleine, gut gekleidete Kinder mit ſich, um Vertrauen zu erwecken.

Dieſe Arten der Gaunerei ſind übrigens ſo bekannt, daß ſie auch von Leuten ausgeführt werden, die nicht gerade ein Gewerbe aus dem Verbrechen machen.

Vom Kawurelegen, d. h. Verſtecken der Diebsgeräthſchaften während und nach Begehung eines Verbrechens und bei der Gefangennahme, dem Verſtecken geſtohlener Gegenſtände und Verwiſchen der Spuren eines begangenen Verbrechens weiß jeder Polizeibeamte zu erzählen. Einen intereſſanten Fall des Kawurelegens beim Schlotterfellen erzählen die Mittheilungen zum Basler Volksfreund 1863, Nro. 9. Eine elegant gekleidete Dame ſteht mit einem wandernden Orgelſpieler der Art in Verbindung, daß jene in Bijouterieläden geht und dort Juwelen beſichtiget. Während ſie irgend ein koſtbares Stück in der Hand hält, kommt der Orgelmann vor die Thüre des Ladens und dreht ein Stück ab. Die Dame ſtellt ſich, als könne ſie das Spiel nicht leiden, nähert ſich ſchnell dem Manne, drückt ihm mitleidig und freigebig etwas in die Hand, um ihn aufhören zu machen zu ſpielen. Nachdem ſie zum Ladentiſch zurückgekehrt iſt und in der Beſichtigung der Juwelen fortfährt, bemerkt der Kaufmann, daß ein koſtbares Stück, ein Brillantring, eine Nadel fehle. Die Dame drängt ſich auf, daß ſie unterſucht werde; man findet das Vermißte nicht bei ihr.

Sie entfernt sich unter vielen Entschuldigungen des Kaufmanns. Endlich wurde entdeckt, daß sie das Gestohlene jeweilen dem Orgelmann zugeschoben und es dann später bei ihm wieder abgeholt hatte. Die nämliche Kunst wird auch von Männern und mit Hülfe eines Bettlers statt eines Orgelmannes betrieben.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich auch den Aberglauben der Gauner, welcher ihnen Mittel zur Verhinderung der Entdeckung ihrer Verbrechen vorspiegelt. Daß der Laubheimer Toni, der schöne Karl und Andere Herz, Finger und Fett neugeborner Kinder oder abgetriebener Leibesfrüchte ihrer Beihälterinnen zu solchen abergläubischen Zwecken benutzt haben, ist bekannt, und man hört von solchen Barbareien des achtzehnten Jahrhunderts noch jetzt erzählen. Andere abergläubische Handlungen sehr schmutziger Art, so daß sie hier nicht erzählt werden können, kommen in neuester Zeit noch vor.

Die unentbehrlichen Gehülfen und Begünstiger der übrigen Gauner sind die sogen. Schärfenspieler, Pascher, die Diebshehler, welche die gestohlenen Waaren bei sich aufnehmen und unter einem ehrlichen Schein als Wirthe, Trödler, Hausirer, Pfandleiher u. dgl. zu Geld verwerthen. In der Schweiz gestohlene Schmucksachen wandern gewöhnlich zertrümmert ins Elsaß und sind dann für den rechtmäßigen Eigenthümer für immer verloren.

Es mögen noch andere Kochemerkünste in der Schweiz vorgekommen sein und noch vorkommen, die mir nicht bekannt geworden sind. Die bis jetzt aufgeführten sind Hauptarten, deren Ausführung je nach Umständen modifizirt wird. Reichere Biaschma-

händler z. B. bedienen ſich öfters der Equipagen und Bedienten, doch hier in der Schweiz meines Wiſſens niemals. Außer den größern Städten und Bädern werden in der Schweiz namentlich die vielen Volksfeſte von fremden Gaunern aufgeſucht; einen ſtändigen Aufenthalt in der Schweiz haben ſie nicht mehr.

Ueber die Herkunft der Gauner iſt bereits bei verſchiedenen Gelegenheiten die Rede geweſen. Viele derſelben ſind Juden aus dem Elſaß und aus Norddeutſchland; in neueſter Zeit auch aus Italien und Holland; ſodann Handwerksgeſellen, die nicht arbeiten mögen, herumziehende Schnurranten und Kurioſitäteninhaber, Kunſtreiter u. ſ. w., endlich entlaſſene oder flüchtige Verbrecher. Es giebt übrigens kein ſpezifiſch ſchweizeriſches oder deutſches Gaunerthum; denn man lieſt und hört von den Gaunern in Frankreich und England mit wenigen durch die Verhältniſſe gegebenen Abänderungen die nämlichen Gaunerſtreiche, ohne daß man ſagen könnte, welche von ihnen die Lehrmeiſter der andern ſeien. Das aber kann geſagt werden, daß die Schweiz in der neuern Zeit ein ſehr kleines Contingent zum Gaunerthum liefert, während ſie bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit Württemberg in dieſem Punkte ſehr verſchrieen war; und dieſen ſchlechten Ruf hatte ſie hauptſächlich ihren „Reisläufern“ und „Heimathloſen“ zu verdanken.

Zur Organiſation des Gaunerthums gehören ferner mehr oder weniger geheime Verſtändigungszeichen, die unter dem Namen Zinken bekannt ſind. Die erſten Zinken von Gaunern in der Schweiz finde ich in der oben angeführten Frauenfelder Un-

terſuchung gegen Mordbrenner vom Jahr 1540. Die Zinken ſind folgende mit der wörtlichen Erklärung aus den Akten:

(Siehe gegenüberſtehende Figuren Nro. 1—7.)

1 „bedüt der Mordbrenneren Loſung.“

2 „bedüt, daß die brenner ſind hinweg gangen, wo es gebrunnen hat.“

3 „bedüt man das für in der ſtat iſt angangen.“

4 „bedüt, vff welcher ſtraß die brenner weg gangen ſind.“

5 „bedüt, wo das zaichen ſtat, ſol für inglegt werden.“

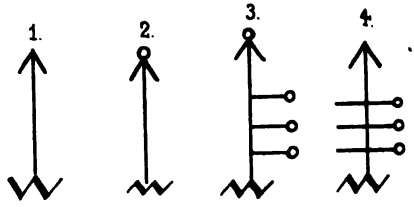
6 „bedüt, wo das zaichen ſtat, iſt für inglegt.“

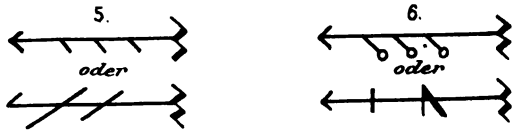
Wann ainer für inglegt hat, ſo macht es am thor oder vff dem weg das zaichen us:

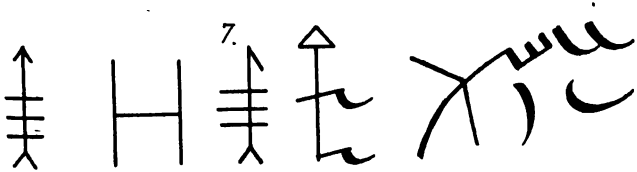
Siehe Nro. 7.

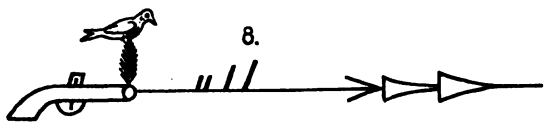
Die neueſten mir vorgekommenen ſind die der Heimathloſen, vorzüglich derjenige des im Appenzell im Jahre 1843 aufgegriffenen, in Frauenfeld unterſuchten Jakob Baar aus Baiern, von den Gaunern Webernfranz, Vogelfranz, Vogeljakob genannt. Sein Zinken iſt der Nro. 8 verzeichnete und bedeutet:

Vogeljakob reist mit Piſtole und Dolch bewaffnet mit drei Genoſſen in der Richtung des Pfeiles. — Solche Zinken werden in die Rinde der Bäume, an Mauern, Wände, Brücken gezeichnet oder eingeſchnitten. Außer dieſen Zinken hatten die Heimathloſen, beſonders die ſogen. Grandigen, d. h. Ausgezeichneten, Gefürchteten, allerhand Buchſtaben und Figuren auf die Arme tätowirt, welche ſich auf ihren wahren Namen, ihre Schickſale u. dgl. bezogen. Baar hatte eine Figur, die nach Humbolezky bedeutete,


1.
2.
3.
4.


5.
oder
6.
oder


7.


8.

händler z. B. bedienen ſich öfters der Equipagen und Bedienten, doch hier in der Schweiz meines Wiſſens niemals. Außer den größern Städten und Bädern werden in der Schweiz namentlich die vielen Volksfeſte von fremden Gaunern aufgeſucht; einen ſtändigen Aufenthalt in der Schweiz haben ſie nicht mehr.

Ueber die Herkunft der Gauner iſt bereits bei verſchiedenen Gelegenheiten die Rede geweſen. Viele derſelben ſind Juden aus dem Elſaß und aus Norddeutſchland; in neueſter Zeit auch aus Italien und Holland; ſodann Handwerksgeſellen, die nicht arbeiten mögen, herumziehende Schnurranten und Kurioſitäteninhaber, Kunſtreiter u. ſ. w., endlich entlaſſene oder flüchtige Verbrecher. Es giebt übrigens kein ſpezifiſch ſchweizeriſches oder deutſches Gaunerthum; denn man lieſt und hört von den Gaunern in Frankreich und England mit wenigen durch die Verhältniſſe gegebenen Abänderungen die nämlichen Gaunerſtreiche, ohne daß man ſagen könnte, welche von ihnen die Lehrmeiſter der andern ſeien. Das aber kann geſagt werden, daß die Schweiz in der neuern Zeit ein ſehr kleines Contingent zum Gaunerthum liefert, während ſie bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit Württemberg in dieſem Punkte ſehr verſchrieen war; und dieſen ſchlechten Ruf hatte ſie hauptſächlich ihren „Reisläufern“ und „Heimathloſen“ zu verdanken.

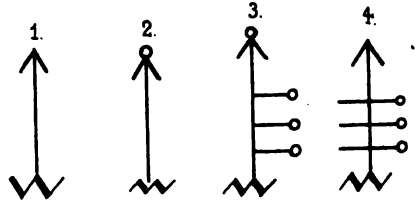
Zur Organiſation des Gaunerthums gehören ferner mehr oder weniger geheime Verſtändigungszeichen, die unter dem Namen Zinken bekannt ſind. Die erſten Zinken von Gaunern in der Schweiz finde ich in der oben angeführten Frauenfelder Un-

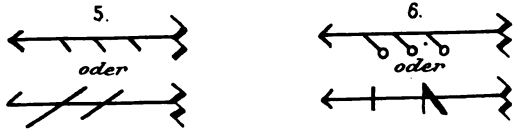
das ist mit Eisenhaltungen, als ob sie gefangen weren gewesen; und wen die zusamen komen in die Pöse, daz ist in die Herberg, so wollen sie haben einen Breitfuß, d. ist ein Gans und Flughart, das sind Hüner und Johans gnug, das ist der Wein; wen sie dann verschechent werdent, das ist so sie trunken werdent, so hebet sich ein Innen, das ist ein Spielen mit den Rüblingen, das sind Würffel, wen denn etliche verinnet, das ist verspilet, daß er nit me hat, so wil er ein Narunge anfachen, damitte so wird er werken, das ist veretscht, daß es die schuder sichent gwaar werdent, das sind die amtlüte daselbs, so wird er gebrückt in der Gabel, das ist gefangen in der Stadt; ist es das es umtich Narung ist, das ist bös, so wird er geflößelt oder gemögen, das ist ertrenkt; ist es aber klein gefüge Narunge, die nit fast böse ist, so schnidet man ihm die Lüselinge ab, das sind die Oren."

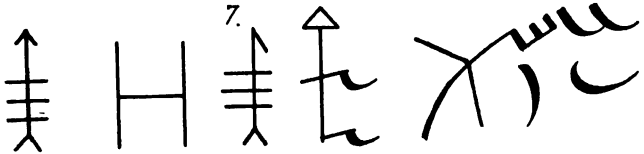
Ueber die neuere Schweizergaunersprache geben uns Auskunft das Wörterbuch des Constanzerhans und dasjenige des Kaspar Ott von Gersau, welcher im Jahr 1820 in Pfullendorf in Untersuchung stand.

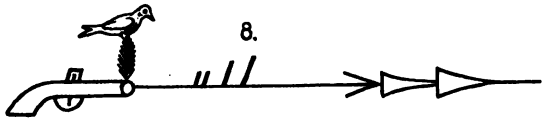
Der Wortvorrath bezieht sich hauptsächlich auf Bezeichnung der verschiedenen Gaunerarten, wovon ich oben Proben gegeben habe, auf Vorkommnisse bei Verhaftung und Untersuchung und dergleichen. Die Sprache selbst heißt:

Cochemer Loschen, Genossensprache, Sprache der Schlauen, Weisen.


1.
2.
3.
4.


5.
oder
6.
oder


7.


8.

Des ſcheft dof, do ſcheft e dofe Prinzerei; im Bomm ſchefts überall dof für Kochem, Grandſcharrle ſcheftet lau, und Prinzen ſcheftet lau ſchofel, do ſchefts dof tſchoren.

Da iſt es gut, da ſind gute Herren; in der Schweiz iſt's überall gut für die Diebe, die Hatſchier ſind für nichts und die Herren ſind gar nicht ſcharf, da iſt es gut ſtehlen.

Im grandige Mokum d'Zürch do ſchefts am ſchofelſte, do ſchefte auſchere Prinzen zum Verlenz. Sie ſtecken grandig Kies, ſchef ihnen lau zu keif den Kochem aus der Märtine zu ſchupfe.

In der großen Stadt Zürich, da iſt es am ſchärfſten, da ſind ſehr vernünftige Herren zum Verhör. Sie geben Geld genug; es iſt ihnen nichts zu theuer, den Dieb aus dem Land zu ſchaffen.

Aus dieſem kleinen Stücke kann die Zuſammenſetzung der Sprache erkannt werden.

Hebräiſch: Malochet, machen, von loach, melecha, Arbeit.

tof oder dof von tob, gut — wovon „töffeln" im Dialekt, züchtigen mit Schlägen.

Holchen, gehen, von halach, er iſt gegangen.

Kaffer, Mann, von Kophar, Bauer, oder Kephar, das Dorf.

Gajerne, Weiber, von Goi, Goieh, fem. Chriſtin, Nichtgaunerin; Kaffer und Goi ſind in der Sprache des Conſtanzer Hans eine linguiſtiſche Inkonſequenz, die bei chriſtl. Gaunern oft vorkommt.

Schofel, ſchlecht, von schophal, er hat erniedriget, gedemüthiget.

lau, nicht, von lo.

Makoles, Streiche, von Makkel, Stock ꝛc.

Mejum, Rhein, von Maijim, Waſſer. (Zigeuneriſch rino, der Rhein, stiga, der Rheinfall.)

Bomm, Schweiz, von der jüdiſch-deutſchen Abkürzung p–m aus porah–medinah, Kuhland. Daher der Name Pomperluſiſch von Pommloſchen, Schweizergaunerſprache. (Zigeuneriſch heißt die Schweiz: Kiralengero temm, von Kiral, Käſe, und temm, Land, Käſeland.)

Kochem, der Schlaue, Weiſe, der Dieb, Diebsgenoſſe, von chocham, er iſt weiſe geworden.

Mokum, Stadt, von mokam und dieſes von kum, das Beſtändige, die Stätte; Glocke Mokum, Baſel (zig. baro campanakro foro, die große Glockenſtadt); Bock Mokum, Schaffhauſen; Bär Mokum, Bern (zig. brolcskero foro, die Birnſtadt); frei Mokum, Freiburg.

Märtine, medine, Land, von medineh.

Auſcher, reich, von oschar, er iſt reich geworden.

Gſchuck von suk, Markt, Gaſſe, Straße.

Zigeuneriſch: Tſchor, Dieb.

Tſchi, ja; vielleicht auch vom italieniſchen si; denn tschi zigeuneriſch heißt nicht, nichts.

Franzöſiſch: Grandig, grand, groß, ſtark, viel.

Mohre b'ſtieben, krank werden, Kies, Lopper, Prin-

zen u. a. sind willkührlich erfundene, mit eigenem Sinn ausgestattete Worte. Das „Mohre b'stieben“ hängt wohl mit der Drohung „Mores lehren“ und dem daherigen studentischen „Mohren“, Furcht haben, z. B. vor dem Vollzieher einer Drohung, zusammen. Das oft wiederkehrende Zeitwort scheffen, sein, kommt von schaffen.

Beta und Bemutter für Markt und Beutelschneider verstehe ich nicht.

Grandscharrle für Gendarm mag eine auch sonst oft vorkommende Buchstabenversetzung sein.

Der Constanzer Hans giebt auch einige Liederproben aus der Gaunerwelt.

Ey lustig sein Kanofer,
Dann sie thun nichts als Schosle,
Wann sie kenna Randa fülla,
Und brav mit der Sora springa.
Hei ja! Bi va!
Grandscharrle was machst Du da?

Schickfel was hot auh der Kochem g'schmußt,
Wia er ist abg'holcht von dier?
Er hot g'schmußt, wann er vom Schornen holch
Scheft er glei wieder zu mier.

Die Deklinationen, die Conjugationen und die Syntax sind, mit wenigen Ausnahmen, schweizerdeutsch, woher es kommt, daß die Ausdrücke in den ältern Wörterbüchern oft ganz falsch erklärt werden. Denn die abgeschliffene Aussprache ursprünglich hebräi-

und in den angränzenden Staaten bestand und in Betreff des erstern Verbrechens ansehnliche Verbindungen hatte, eine alchymistische Zeichenschrift unter sich. Es kann aber diese Gesellschaft nicht zu den eigentlichen Gaunern gerechnet werden.

Nach Besiegung und Vertilgung der Räuberbanden des achtzehnten Jahrhunderts blieben in der Schweiz noch die sogenannten Heimathlosen übrig, von denen ein sehr großer Theil zu den Gaunern gezählt werden darf. Es haben dieses namentlich drei Untersuchungen zur Evidenz herausgestellt: diejenige gegen Klara Wendel und Genossen von 1816 ff., diejenige gegen Jakob Baar und Genossen in Frauenfeld vom Jahr 1842 ff. und die letzte diejenige des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements von 1849 ff. Die erste und die letzte sind in ihren Details bekannt. Die Untersuchung gegen Klara Wendel hat der außerordentliche Untersuchungsrichter Dr. Escher in Zürich veröffentlicht, die letzte das Bundesblatt. Die Resultate der Frauenfelder Untersuchung wurden auch gedruckt in Form der frühern Gaunerlisten; jedoch wurden sie nur den Polizeistellen mitgetheilt. Diese heimathlosen Gauner sind die verkümmerten Epigonen der Räuberbanden; Söhne und Töchter der Genossen des Constanzer Hans, Adölphli, Tyroler Sepp u. s. w. Außer Krüsihans und Jakob Baar werden wenige genannt werden können, welche das Gaunerhandwerk noch im Großen getrieben haben. Unter der Mediationsverfassung von 1803 wurde das erste Mal auch diesem Uebel eidgenössische Aufmerksamkeit geschenkt. Die Heimathlosen wurden den Gemeinden als Toleraten zugewiesen,

mehrere bestehende Quellen der Heimathlosigkeit, gemischte Ehe, Aenderung der Confession, Verweisung eigner Bürger wegen Liederlichkeit u. s. w. soweit als möglich verstopft. Von da an ist die Heimathlosigkeit ein stehender Artikel in den Abschieden der Tagsatzungen bis 1848. Gegen Landstreicher überhaupt wurden gleichzeitig alte Concordate erneuert, neue geschaffen; ein ordentliches Paßwesen statt der frühern Kundschaften der Gesellen eingeführt und im eidgenössischen Signalementbuch eine fortlaufende Gaunerliste gegründet. So mußte das alte Gaunerthum in seinen letzten Ueberresten in der Schweiz allmählig verkümmern; von fester Organisation war bald keine Rede mehr; die Kenntniß der Zinken und Gaunersprache verschwand nach und nach unter den Heimathlosen; nur die Hervorragendern derselben, wie ein Baar, Humbolezky, Wiesenfath u. A. kannten noch eine gewisse Anzahl jenischer Wörter.[1]) Der Uebermuth der frühern Gauner war aus

[1]) Leider wurde zu wenig über die konventionelle Sprache der Heimathlosen erhoben. Aus einem im Gefängniß zu Frauenfeld belauschten Gespräche der Katharina Minnegüß mit ihrem ehemaligen Geliebten Humbolezky sind folgende Phrasen notirt:

Sie: „Gel, wenn i nit so jel g'schmust hätt, daß i en Gompis g'si sei, wo du bisch bi de Gasche nobis g'si, so könntist im Mogen bägere."

Er: „Verzägmi nit! Wenn mer boder sin, i han noch a Jenni und sechs Munni, will i mit dir in's Hufisch tschanen."

Das Mädchen suchte im Verhör vorsichtig ihre Bekanntschaft mit dem Humbolezky in ihre Kindheit hinaufzuschieben, „wo

dem Gesicht und der Haltung dieser Ritter der traurigen Gestalt verschwunden. Elend wanderten sie bettelnd, kesselflickend, korbmachend, ferner als Vogelfänger, Schirmflicker, Geschirrhändler, Seiltänzer, Marionettenspieler im Lande umher, geistig, sittlich und körperlich verkommen. Als nun noch die oben genannten genauen kantonalen und eidgenössischen Untersuchungen über sie hereinbrachen und ihre Namen und Verhältnisse aufdeckten; als zu der genauen Personsbeschreibung noch das Mittel der Photographie trat und ihre Bildnisse allen Polizeistellen bekannt machte; als in Folge dessen viele der angeblichen Heimathlosen als Angehörige fremder Staaten und entlaufene Züchtlinge entlarvt und über die Gränze geschafft wurden, war auch ihr letzter Schlupf-

---

er bei ihren Leuten gewesen sei", um ihn nicht zu verrathen, daß er der aus dem Zuchthause in Zürich entwichene angebliche Mächler sei, und er verspricht ihr dagegen, sie, wenn er die Strafe im Thurgau abgesessen haben werde, in's Gaunereldorado des Elsaßes zu führen.

In diesem Muster der Heimathlosensprache erblicken wir, neben sonst nicht gebräuchlichen fremden Ausdrücken, die in der Gaunersprache bekannten: „g'schmußt", geredet, erzählt vom hebräischen schomah, er hat gehört, verkündiget; „Gasche" statt Gatsche, Gari, gadscheno, Adject., zigeunerisch Nichtzigeuner: Bauern, Leute; „Mogen" statt Mokum, hebr. die Stadt (Zürich); „bägere" statt pegere vom hebr. pogar, sterben; „bober" vom hebr. potar, frei werden; „tschanen", ziehen.

Stolz auf sein politisches Leben verfaßte Autobiographie strotzt von verbrecherischen Plänen. Er sagt z. B.: „Während meines zweiten Aufenthaltes in Berlin wurde ich mit mehreren Ultrademokraten bekannt, so daß ich bald genug die Umstände der Dinge so kennen lernte, daß ich nach meiner Vernunft einsah, daß alle Fürsten gestürzt werden müssen, und daß die Wohlfahrt des Volkes nur von einer Volksregierung, sozial-demokratisch, abhange; von dieser Zeit an ging ich mit dem festen Vorsatz um, dahin zu streben und zu wirken. Mein Vorsatz war die Ausrottung aller Fürsten, Pfaffen, Tyrannen und des Capitals, damit die Verdummung der Menschen, Unterdrückung der Freiheit und die Tyrannei des Capitals über die Arbeit aufhöre. Schon in meiner Jugend tauchte der Gedanke in mir auf, der Mensch ist als freier Mensch geboren und nicht als Sklave, und aus Empörung gegen seine Tyrannei schlug ich meinen Lehrer mit einem Hammer blutrünstig.“

Zum Zeichen dieser seiner tief erfaßten Politik führte er einen Dolch bei sich, auf dessen Klinge die Inschrift stand: „Rache, Rache den Volksfeinden!“ Hier fehlt es nicht an Organisation des Verbrechens; sogar die Gaunersprache zeigt sich in neuer Form in dem politischen Galimatias, welcher die hergebrachten politischen Begriffe und deren Bezeichnungen verkehrt anwendet und dadurch nur sich selbst verständlich wird. Bald bemächtiget sich dann auch das Volksleben solcher Ausdrücke und wendet sie in Schimpf und Ernst an: z. B. die Ausdrücke lynchen, laternisiren und noch viele andere mehr.

Als angeblicher Flüchtling reiste auch der in der Schweiz sehr bekannte Gauner Luigi Paterni aus Lucca, auch Dr. Simon und August Barbier sich nennend, auf dem Gewerbe als Hochstappler, „Steifbettler", umher.

Während sodann in neuester Zeit die eigentliche Gaunerei mit ihren alten Regeln und ihrer alten Sprache sich allmählig verliert, tritt an deren Stelle das moderne Gaunerthum, welches, ohne jene Merkmale des ältern Gaunerthums alle zu besitzen, sich dem neuen Leben in seinen industriellen Fortschritten, seinen erleichterten Verkehrsanstalten u. s. w. anpaßt und darum als wirkliches Gaunerthum bezeichnet werden muß, weil es das ausschließliche verbrecherische Gewerbe einer Menge von Leuten ausmacht. Dieses Gaunerthum rekrutirt sich hauptsächlich aus flüchtigen Verbrechern und treibt sich in den großen Hauptstädten Europas und in Amerika umher. Es sei mir erlaubt, das Beispiel eines modernen Gauners, eines schweizerischen Angehörigen, welcher gegenwärtig Amerika durchstreicht, hier einzuflechten.

G. St. machte sich im Herbst 1861 aus der Schweiz fort, wo er in der angenommenen Eigenschaft als Kaufmann durch Schwindeleien und endlich durch wirklichen Betrug eine Menge ihm Vertrauender geschädiget hatte. Er wurde steckbrieflich in allen Seehäfen Deutschlands, Frankreichs und zum Theil auch in Italien verfolgt, aber umsonst. Nach einigen Wochen langte ein Brief aus England an, worin St. berichtete, daß er sich glücklich nach Amerika eingeschifft habe. Wirklich tauchte er ungefähr ein

Jahr nachher in St. Francisco in Kalifornien auf. Er war mit ausgezeichneten Empfehlungsbriefen versehen, lebte auf feinem und vornehmem Fuße als reicher Mann, der für sein Vergnügen reist. Seine Sprache, vornämlich das Deutsche, war die der vornehmen Gesellschaft; überall fand er in den besten Zirkeln von St. Francisco bereitwillige Aufnahme. Er sprach über alle Länder mit Geist und als ein Mann, der Alles gesehen und aufmerksam beobachtet hatte. Er nannte sich Georg Stein, Neffe und Adoptivsohn des Generals Grafen von Montauban, mit welchem er den Feldzug nach China als Genieoffizier mitgemacht habe. In der Schlacht von Solferino sei er verwundet worden, woher es komme, daß er stark hinke, und deßwegen habe er den aktiven Dienst verlassen müssen, sei dekorirt und pensionirt worden. Seine Heimath sei Mülhausen, wo seine Güter liegen. Alle diese Angaben unterstützte er mit bewahrheitenden Nebenumständen, so daß er das ganze Zutrauen Aller erwarb, besonders der Deutschen und Schweizer, über deren Vaterland er als gründlicher Kenner sprach. Solchen, mit denen er näher vertraut war, eröffnete er, daß er augenblicklich nicht nach Frankreich zurückkehren dürfe in Folge eines Duells, welches er mit dem Herrn de la Tour d'Auvergne ausgefochten habe. Seine Familie arbeite jedoch daran, daß er wieder zu Gnaden komme. Aber auch in Amerika sei seines Bleibens nicht; denn es verfolgen ihn die Agenten der Familie seiner Geliebten, einer vornehmen Deutschen, welche er entführt habe und die ihn auf seinen Reisen begleite. Er werde daher bald nach Australien, China und Indien weiter segeln.

Nach der Rückkehr von einer Reise, welche er in die Minen des Innern von Kalifornien gemacht hatte, fand er bei Herrn D. A. und auf der Post in St. Francisco eine Menge Briefe aus Mülhausen und Paris und von andern Orten vor; die einen kamen von seiner Schwester Fanny, die andern von J. Stein de Montauban, seinem Vater, alle mit Wappen, Postzeichen u. s. w. versehen; die besten Briefe aber von einem schweizerischen Banquierhause, welche meldeten, daß sein Vater sehr hohe Summen eingezahlt habe, damit sie seinem Sohne Georg Stein, der Zeit in St. Francisco, eingehändiget werden. Schrift, Ausdruck, mit Einem Worte, das ganze Wesen der Briefe und die Unterschrift des Banquierhauses wurden von allen schweizerischen Banquiers in St. Francisco für echt gehalten. Ueberdieß waren sie bekräftiget durch Briefe des Vaters Stein, der noch weitere Details über Familienverhältnisse beifügte und berichtete, daß diese Summen aus dem Vermögen seiner Mutter herstammen, so daß kein Mensch an der Echtheit dieser Schriften zu zweifeln wagte.

Auf einen ersten Kreditbrief des schweizerischen Bankhauses, der den Betrag von 68,500 Franken ausmachte, acceptirte Herr R. R. in St. Francisco eine Anzahl Wechsel in gleichem Betrage und streckte dem St. 800 Dollars baar darauf vor; ebensoviel das Haus B. und A. daselbst; von einem dritten wurden Wechsel im Betrage von 55,000 Franken auf einen zweiten Kreditbrief von 70,000 Franken acceptirt. Dieser hatte bereits über 1200 Dollars eingelöst, so daß er um mehr als 1400 Dollars im Schaden war. Ja, es war jedermann von der Echtheit der Wechsel

so sehr überzeugt, daß Herr Banquier St. dem Herrn M. 3000 Dollars für solche Wechsel offerirte, welche aber dieser anzunehmen verweigerte, indem er vorzog, die Wechsel in Europa zu verwerthen.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß alle diese Kreditbriefe und familiären Papiere gefälscht und die genannten Herren das Opfer des Betrügers St. und seiner Genossen waren.

Ein ähnlicher Gauner ist der angebliche Graf von Burg, von St. Wolfram, oder Perrier oder Baron Appert; in neuester Zeit H. T. v. Braunegg, Graf Douglas-Scotti, welche Namen er abwechselnd führt. Er ist ein Johannes Egli von Dürnten, Kantons Zürich, der unter dem Schein eines Geschäftsreisenden sich in Italien, England, Deutschland und der Schweiz umhertreibt. Sein Geschäft ist Diebstahl und Betrug. Früher spielte er den Studenten, so 1853 in Paris, wo er wegen Erpressung vermittelst gefährlicher Drohungen zu fünf Jahren Galeerenstrafe verurtheilt worden ist, welcher er sich durch die Flucht entzogen hat. Im Jahr 1859 lebte er als immatrikulirter Student der Chemie in Leipzig unter dem Namen Egli von Dürnten, auch Freiherr von Dürnten, mit selbstgefälschtem Paß. Nachdem er dort arge Betrügereien verübt hatte, flüchtete er sich aus Leipzig. Seither verübte er unter Anderm einen großen Geldiebstahl in Rom und mehrere Betrügereien in England und in der Schweiz.

Wie aus und in dem alten Bettel- und Vagantenwesen das Gaunerthum bis zu Räuberbanden erwachsen konnte, haben wir

aus dem Bisherigen erfahren können. Es ist Sache der Behörden und Privaten, diesen Quellen der am meisten verbreiteten Gaunerei entgegenzutreten, damit das Gesindel dem redlichen Bürger nicht wieder über den Kopf wachse. Es ist zu wünschen, daß von den Behörden überall dem Messen- und Hausirtreiben und dem fahrenden Handwerksburschenleben, von den Privaten dem herrschenden Bettelunwesen mehr gesteuert und in letzterer Beziehung Luthers Lehre befolgt werde, einem fremden, unbekannten Bettler die Thüre zu weisen. Ueber diese Pflanzstätten und Schulen der Gaunerei zu reden ist hier nicht der Ort; es ist jedermann bekannt, daß unter den Comödianten, Bereitern, Musikern, Krämern, welche im Lande umherziehen und unsere Märkte und Messen besuchen, sowie unter den wandernden Handwerksburschen trotz aller Vorsicht der Polizeibehörden noch eine ansehnliche Zahl Diebsgesindels sich versteckt hält; ebenso haben schon sehr Viele die bittere Enttäuschung erlebt, daß sie von Bettlern mit falschen Bettelbriefen, in denen der Vagabund als Taubstummer, Kranker, Abgebrannter, aus afrikanischer Sklaverei Entronnener u. s. w. von fingirten Behörden dem thätigen Mitleiden empfohlen wird, betrogen worden sind. Beispiele der Art liegen leider zur Beschämung der Leichtgläubigkeit sehr nahe und treibt sich solches Gesindel in Menge umher. In Hamburg, in Bremen und Berlin und andern entfernten Städten erfahren die Landstreicher von ihren Genossen die Schlupfwinkel und Versammlungsorte des Gesindels in der Schweiz und lernen die Städte und Leute kennen, bei denen es zu betteln und zu stehlen giebt. Der moderne wie

der ältere Gauner ist nicht heikel in der Auswahl der Maske, welche sein Gewerbe decken soll: er spielt den verunglückten, vertriebenen Pfarrer, Lehrer, wie den bestraften gebesserten Bösewicht; den politischen Flüchtling und den desertirten Soldaten, den evangelischen Missionär und den katholischen Wallfahrer, den Handwerksburschen und den Gesellen suchenden Meister, den zigeunerischen Athleten und Marionettenspieler, wie den modernen Schauspieler und Künstler, den Krämer, Handelsreisenden und Touristen. Jede Form der Erscheinung ist ihm recht, wenn sie nur Anlaß und Vorwand zum Umherstreichen giebt.

Noch lästiger und gefährlicher wird der Mißbrauch, wenn Geistliche und Aerzte, oder auch Behörden in dieser oder jener Form Bettelbriefe ausstellen als Armenzeugnisse, Bescheinigungen von erlebten Unglücksfällen, Krankenscheinen, Bewilligungen zum Steuernsammeln für sogen. wohlthätige Zwecke. Oft werden solche Scheine dem Willen des Ausstellers entgegen mißbraucht, indem der rechtmäßige Inhaber sie einem Vagabunden verkauft oder sonst in die Hände spielt, nachdem er selbst sie ausgebeutet hat.

Nur durch das Zusammenwirken von Behörden und Privaten kann das in der Schweiz noch schüchtern bestehende Gaunerthum darnieder gehalten, die Entstehung eines neuen verhütet werden.

Nachtrag.

Das Dasein von Räubern in der Westschweiz zur römischen Zeit beweist auch eine Inschrift aus Nyon (Waadt), welche in mehrern Beziehungen höchst interessant ist:

C. Lucconi Co. . .
Tetrici Praef
Arcend. Latroc. . .
Praefect. Pro II Vir.
II. Vir bis Flaminis
August

(*Orellii* inscript. helv. p. 151. *Mommsen* inscript. p. 20.)

Ein eigens zur Vertilgung des Räuberwesens bestellter hoher römischer Beamter kommt anderwärts kaum vor.

Anm. des Herausgebers. Gauner und Leute, welche aus dem Betruge ein Gewerbe machten, kamen auch schon im Homerischen Zeitalter vor. Zu diesen sind offenbar die ἠπεροπῆες und ἐπίκλοποι (Betrüger und Gauner Od. XI, 364), deren sich damals schon viele im Lande umhertrieben, zu zählen.

das Gold durch gelbe Farbe angedeutet. In den beſſern und beſten Sachen iſt die Feder mit einer außerordentlichen Meiſterſchaft geführt, die Tinte in jedem Strich gleich flüſſig; was der Meiſter mittheilen wollte, iſt vollſtändig gegeben, aber nicht mehr, ſo daß wir hier die übliche Formenſprache ſolcher Zeichnungen genau kennen lernen, während anderswo nur das Weſentlichſte in raſcher Stenographie dargeſtellt iſt. Ob andere Kunſtſammlungen Aehnliches in gleicher Menge und Güte beſitzen, iſt uns nicht bekannt, jedenfalls aber muß noch Vieles von dieſer Art vorhanden ſein, und wir würden uns ſehr freuen, wenn unſer Aufſatz Andere veranlaſſen würde, von ſolchen Schätzen öffentliche Kunde zu geben.

Die gothiſchen Sachen bilden eine Gruppe für ſich, gemäß dem Lebensprincip aller Decoration dieſes Styles, ſämmtliche Gegenſtände zu architectoniſiren, in Capellen und Thürme zu verwandeln. Die baulichen Einzelformen werden dabei geiſtreich und prachtvoll umgebildet, durchſichtig gemacht und multiplicirt. Schon die eigentliche Architectur der ſpätgothiſchen Zeit iſt eine auf das Höchſte getriebene Specialiſirung der Strebekräfte und ihrer obern Ausgänge in analogen Gewölbeformen und Außenformen (Fialen, Giebel, Laubwerk ꝛc.), und in der decorativen Kunſt wird dieß vollends auf alle Weiſe überboten. Nun ſind unſere Zeichnungen vorzüglich deßhalb ſo wichtig, weil ſie uns in die Werkſtatt der

Erfindung hineinzuſchauen geſtatten und den eigentlichen Nerv derſelben anſchaulich bloß legen.

Zunächſt enthalten ſie bei Weitem nicht bloß Goldſchmiedſachen, Monſtranzen, Reliquiarien, Weihrauchfäſſer, Kelche u. ſ. w., ſondern auch höchſt geniale und reiche Entwürfe zu Arbeiten in den beiden andern Hauptſtoffen der ſpätgothiſchen Decoration, nämlich in Holz und Stein: Altarſchreine jedes Ranges, Steinpfeiler, Gräber Chriſti, Weihbecken u. dgl. m. (Gothiſches Stuhlwerk, Kanzeln, Throne und Treppen kommen nicht vor). Goldſchmied, Holzſchnitzer und Steinmetz begegnen ſich hier in Einer Perſon, oder ſie offenbaren ihre Abhängigkeit von Einem großen Erfinder. In der Zeichnung iſt es auf den erſten Blick nicht leicht, das für Metall und das für Holz Componirte zu ſondern, ja auch das für den Stein Entworfene unterſcheidet ſich eben kaum durch geringere Durchſichtigkeit.

Das durchgehende Grundmotiv iſt das einer Capelle, einer Niſche, eines Schreines, welche in einen lichten thurmartigen Oberbau ausgehen; bei Gegenſtänden wie Monſtranzen, Oſtenſorien u. dgl. ſchwebt dieſes Ganze auf einem Fuß, welcher bald mehr pfeilerartig, bald mehr geſchwungen wie ein Kelchfuß über einer reich und ſchön ausgebreiteten Baſis ſich erhebt. Nach allen oder nach einigen Hauptſeiten treten Conſolen vor, welche Figuren tragen, und darüber Baldachine, mit beſondern Oberbauten geſchmückt. Gemäß einer Fiction, welche auch in der eigentlichen ſpätgothiſchen Architectur herrſcht, dürfen die Giebel jedes Ranges weit in die Luft vorſpringen und dort ſich durchſchlingend in ſchwebenden

Constructionen ausgehen; der Decorationsstyl aber bedient sich dieser Freiheit ganz unbeschränkt und mit der glänzendsten Wirkung. Endlich besteht der Oberbau bisweilen aus mehrern sich verjüngenden Stockwerken von lauter schlanken Pfeilern und Colonnetten, mit reichem geschwungenem Giebelwerk durchflochten, zugleich als Gehäuse für kleine und kleinere Figuren dienend, bis endlich das Ganze mit der obersten Kreuzblume abschließt.

In dieser scheinbar aus dem Reiche der Phantasie herkommenden Schöpfung aber lebt zugleich eine unerbittliche mathematische Rechnung, und diese zu veranschaulichen sind die Zeichnungen hauptsächlich des ersten unserer drei Bände allein fähig. Dieselben enthalten nämlich lauter Grundrisse, deren einige offenbar zu gewissen Aufrissen im dritten Bande stimmen, andere vielleicht bei weiterm Studium noch ihre Aufrisse werden ermitteln lassen. Da nun aller gothische Aufbau ein zunehmendes Erleichtern, Verjüngen und Ausblühen des Stoffes ist, so können (was von keinem andern Style gilt) sämmtliche Stockwerke in einem und demselben Grundriß angegeben werden, und dieses Vortheils hat sich dann auch der Decorationsstyl bedient, und zwar gerade in den vorliegenden Grundrissen mit der größten Leichtigkeit und Freiheit.

Es ist als sähe man den betreffenden Gegenstand, Monstranz, Altarschrein u. s. w. von oben; [1]) dabei entsteht eine mathematisch

[1]) Zur Vergleichung ist am besten auf die ähnlichen Zeichnungen im ersten Bande von Moller's Denkmälern zu verweisen.

regelmäßige, oft sehr reiche Figur, welche alle Thürmchen, Giebel und Pfeiler, wie sie im Aufbau über einander folgen, neben und in einander enthält. Ein Meister der damaligen Zeit konnte ohne Zweifel aus einem solchen Grundriß das Wesentliche des Aufrisses errathen. Bei Gegenständen, welche auf einem besondern Fuß oder Pfeiler schweben, z. B. bei Monstranzen und bei deren nächsten Verwandten in Stein, den Sacramenthäuschen, scheinen Basis und Hauptbau oft einen ungefähr identischen Grundplan gehabt zu haben, während die Formen der beiden Theile für den Anblick Contraste bildeten.

Schon die einfachsten Probleme dieser Art sind für uns höchst complicirt. So stellt z. B. ein Blatt eine ganze Anzahl von Baldachinen in Grundriß und zugleich in skizzirter Vorderansicht dar, von lauter verschiedenen, zum Theil äußerst kühn ersonnenen Motiven, welche alle Möglichkeiten dieser Aufgabe zu erschöpfen scheinen. Manchen wichtigen Aufschluß gewinnt man nur aus den Grundrissen, so z. B. daß die vorragenden Giebel, von welchen oben die Rede war, fast nie mehr geradlinig, sondern convex oder concav laufen, ja oft mit ihrer einen Hälfte convex, mit der andern concav, so daß der vordere Anblick ein verwirrend reicher gewesen sein muß. Ueberhaupt ist die Symmetrie häufig einem genialen Muthwillen aufgeopfert, so daß z. B. an Monstranzen wie an Schreinen die obern Thürmchen nicht den Hauptaxen gehorchen, sondern (im Grundplan) schräg zu denselben zu stehen kommen. So ist die Coincidenz oder die Parallelität der obern und der untern Formen oft ganz absichtlich vermieden, ja man

[illegible], daß die ganz [illegible] Entwürfe sich fast nur auf Arbeiten in Stein beziehen, während die Schnitzerei und Goldschmiedearbeit sich jener verwirrenden Reizmittel förmlich gefreut haben müssen.

Gegenüber der eigentlichen Baukunst war diese ganze Decorationswelt noch insofern im Vortheil, als sie auf strengere constructive Rechtfertigung verzichtete und ihre obern Stützen nach Belieben auch über dem Hohlen anbrachte.

Der dritte Band mit seinen Aufrissen giebt nun die glänzende Erläuterung zum ersten. Zwar findet sich hier kein so riesiger Zauberbau wie der von Heideloff publicirte erste Entwurf zum Sebaldusgrab, ja kaum Etwas von dem Ueberreichthum des Sacramenthäuschens von Ulm u. dgl., aber in einigen Entwürfen zu Schreinen und Monstranzen wird doch das Prächtigste, was vorhanden ist, erreicht und überboten, und dann ist auch bei den einfachern Lösungen mancher Aufgaben die Verschiedenheit der Ideen sehr groß, so daß man doch den ganzen Kreis des Möglichen und Erdenkbaren vor sich zu haben glaubt. Neben höchst vollständigen und elegant gezeichneten Entwürfen finden sich allerdings auch solche in einer sehr raschen und andeutenden Art, allein das Auge gewöhnt sich bald daran, sie vollständig zu denken.

Auf einige Rauchfässer und einen wunderschön gedachten, aber nur als flüchtigste Skizze gegebenen Bischofsstab folgt zunächst eine Reihe von Steinpiedestalen, hauptsächlich wohl für Sacramenthäuschen bestimmt, vom einfachsten bis zum reichsten. Hier besonders läßt sich die mathematisirende Phantasie vollständig

sophistische Spätgothik aus Lindenholz hinzuzaubern liebte, so wird man stets von Neuem sich hin und her gezogen fühlen zwischen einem beständigen Protest gegen die conventionelle Umdeutung, ja den Mißbrauch der baulichen Formen, und der höchsten Bewunderung. Das leichte Hervortreten der Consolen für die Statuen und Statuetten, das prachtvolle Durcheinanderschwingen der Giebel in allen ihren Anwendungen, die unbefangene Abwechselung von Pfeilern und stabähnlichen Säulen, die graziöse Bildung der Baldachine, die schlangenartige Biegung der Pyramiden und Halbgiebel, welche ihnen gestattet, sich an das nächste Bauglied nach Belieben anzuschmiegen oder sich mit andern Pyramiden und Halbgiebeln durch einander zu flechten, überhaupt die Leichtigkeit und Freiheit der Verbindungen und Uebergänge — dieß Alles läßt uns zeitweise vergessen, daß Sinn und Zusammenhang des Ganzen doch nicht sowohl durch den Anblick des Werkes, als durch das Studium des Grundrisses klar werden, welcher das Geheimniß und der Schlüssel aller dieser Erscheinungsfülle ist.

Einige unbedingte Ausartungen der Form (wenn wir auch sonst die Wahrheit und Kunstberechtigung des Systems zugeben) sind nicht zu verkennen. Mag man absehen von einzelnen entschiedenen Details der Renaissance, welche sich bereits einschleichen, so ist es schon innerhalb des gothischen Styles ein schwerer Mißverstand, wenn z. B. die aus einer Colonnette emporsteigende Pyramide sich vollständig in das zunächst liegende Motiv hinüberbiegt, d. h. die Function eines Giebelschenkels übernimmt; wäh-

sophistische Spä
wird man stets
schen einem best
tung, ja den
Bewunderung.
Statuen und
der Giebel in
wechselung vo
Bildung der
miden und
Bauglied na
miden und
Leichtigkeit
dieß Alles
hang des
kes, als d
cher das
fülle ist.

Einige
sonst die
sind nicht
schiedenen
so ist es
verstand,
Pyramide
biegt, d.

[illegible] sind alle Stufen ver-
[illegible] ehemaligen Kirchenschatzes
[illegible] Zeichnungen ihr Vorbild
[illegible] der noch hier befindlichen
[illegible] und größten Entwürfe
[illegible] wie dieß bei decorativen
[illegible] gewesen ist der Zeiterspar-

[illegible] Monstranzfüßen erscheinen
[illegible] oder wie eine Auswahl
[illegible] hier sehen. Die schwie-
[illegible] zwischen dem Fuß und
[illegible] der Hostie, welcher, um
[illegible] zu lassen, als eine
[illegible] mit der allerhöchsten
[illegible] einer entsprechenden

[illegible] der Monstranz erweitert sich
[illegible] von Erkerbasis, bald mehr von
[illegible] Schneidungen, bald mit
[illegible] und umgebogenen Fialen, an
[illegible] Wappenschilde schweben, offenbar
[illegible] kleine Musikengel kommen an
[illegible] der in [illegible] befindlichen Mon-
[illegible]len). [illegible] quillt edel und
[illegible] der Erkerbasis hervor. [illegible]

sind diese Theile einer der höchsten Beweise für die geniale Kraft der Decoratoren jener Zeit, und wer irgend vorragende und schwebende, für die Untensicht bestimmte Gegenstände in gothischem Styl zu bilden hat, wie Kanzeln, Balustraden u. dgl., wird sie mit großem Nutzen studiren.

Der Oberbau der Monstranz ist dann dem Altarschrein sehr analog. Der Raum, wo die Hostie in einen goldblechernen Halbmond eingeklemmt zu denken ist, hat bald einen runden, bald einen länglich viereckigen Umriß; zu beiden Seiten setzen sich ganze Systeme von Pfeilern mit Baldachinen an; drüber folgt zunächst ein vortretender Giebel oder eher eine ganze prachtvolle Verschlingung von Giebeln und dann ein Oberbau, welcher ein oder zwei Stockwerke von schlanken lichten Pfeilern und Säulchen mit den dazu gehörenden Figurinen ausmacht. Das obere Ende ist bisweilen einem besondern Prachteffect gewidmet, so daß z. B. sechs Pyramiden, durch einander geschlungen, die Schlußpyramide zu tragen scheinen. So wird auch das Geräth, welches zur feierlichen Vorzeigung des Sacramentes dient, zu einem idealen Bau, und zwar von Gold oder vergoldetem Silber, mit Beihülfe des Emails und auch wohl der Edelsteine. Bekanntlich wurden dann im Lauf der Zeit an die vielen Zacken und Spitzen des wundersamen Kirchleins allerlei später geschenkte Kleinode, Brillantringe u. dgl. angehängt, deren z. B. die schöne Monstranz der Kirche von Ueberlingen eine Anzahl trägt.

Einige kleine Monstranzen zeigen das Motiv in seiner elegan-

testen Vereinfachung. Sie würden, ausgeführt gedacht, zu den schönsten Werken der ganzen Gattung gehören.

Eine höchst merkwürdige Zeichnung ist endlich die, welche den Bau in lauter Vegetation übersetzt darstellt. Es ist eine Monstranz erster Größe, von etwa vierthalb Fuß, unten an der Basis mit Wurzeln und mit einem knorrigen Stamm beginnend, worauf das ganze Gebäude aus lauter gestutzten Aesten, derbem Laubwerk und Blumen statt architectonischer Formen emporwächst. An Kirchenportalen und andern Steinsculpturen des beginnenden XVI. Jahrhunderts ist diese Art von Umdeutung nicht selten zu finden, an Goldschmiedearbeiten von dieser Bedeutung dagegen möchte sie sich schwerer nachweisen lassen.

Von größern Reliquiarien ist keine Zeichnung vorhanden, wohl aber von einem sehr schönen kleinern, welches, auf einem Fuß schwebend wie die Monstranzen, eine sechsseitige Capelle bildet, deren einzelne Seiten in Nischen Apostelfiguren enthalten.

Zwei Altarkreuze sind nur angefangen; das eine mit einer höchst vorzüglich entworfenen Gestalt des Gekreuzigten auf geblumtem Grunde, das andere mit baldachinartigen Verzierungen. Vielleicht ist letzteres nur die Rückseite zu ersterm.

Hieher gehören auch die Zeichnungen zweier gothischen Meßkelche im zweiten Bande. Der eine, von strengschöner Erfindung, ist bloß mit Maßwerk geschmückt, während am Fuß des andern Figuren zur Ausführung in Relief und Email angegeben sind. Andere Gefäßzeichnungen desselben Bandes zeigen den Styl schon auf der Grenzscheide zwischen dem Gothischen und der Renaissance.

Unter den Entwürfen für Steinmetzarbeiten nimmt ein prachtvolles großes Grab Christi die erste Stelle ein. Glücklicher Weise ist auch der Grundriß dazu noch vorhanden. Es ist eines von denjenigen heil. Gräbern, bei welchen die Nische nicht bloß Einen großen Bogen bildet, sondern durch eine vordere Pfeilerstellung geschlossen ist. Letztere sowohl als der ganze Oberbau zeigen den Decorationsstyl auf seiner vollen Höhe, in seiner schönsten Reife. (Da die Statuen fehlen, so könnte der Entwurf auch zu einer Darstellung des Todes der Maria gedient haben, dergleichen in größern Kirchen häufig als Gegenstück zum Grab Christi vorkam, und zwar in ähnlicher Prachteinfassung wie dieses; die Apostel stehen dann hinter dem Bette der Sterbenden. Die Statuetten im hohen Oberbau unserer Zeichnung, Maria mit dem Engel der Verkündigung, Gottvater, zwei Musikengel und zwei Kinder mit Wappen, würden beinahe noch eher auf einen Tod der Maria schließen lassen als auf ein heil. Grab). Ein zweiter einfacherer Entwurf, vielleicht zu ähnlichem Zwecke, stellt eine Wandnische ohne Oberbau dar.

Ein sehr edel obwohl in denselben späten Formen gebildeter Pfeiler, offenbar für vereinzelte Aufstellung etwa im Sinne der hie und da vorkommenden Steinkreuze componirt, zeigt über einer ziemlich umständlichen Basis vier Kehlen; in diesen stehen auf Colonnetten vier größere und in einem Obergeschoß ebensoviele kleinere Statuen. Bei der Seltenheit von Entwürfen dieser Art möchte der vorliegende ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Die Entwürfe zu Weihbecken sind von den bescheidenern dieser Art. Dasselbe gilt von der Zeichnung eines Sacramenthäuschens, welches nur als schön und reich eingefaßte Nische gegeben ist, nicht in der Art jener lichten gewaltig hohen Thurmarchitecturen, welche damals bei reichern Mitteln für diesen Zweck gemeißelt wurden. Von den besonders gegebenen Steinpiedestalen ist bereits die Rede gewesen; mehrere davon wären reich genug, um als Stamm oder Stütze auch für Sacramenthäuschen ersten Ranges zu dienen. Eine Reihenfolge von Thierfiguren als Wasserspeier enthält nur das Gewöhnliche.

In völliger Ungewißheit über den oder die Urheber dieser Zeichnungen mögen wir sie immer als eine werthvolle Quelle in Betreff des ehemaligen Innenschmuckes unserer Kirchen betrachten. Derselbe war, wenn auch nicht identisch damit, doch gewiß vorherrschend ähnlicher Art.

Die Entwürfe im Styl der Renaissance beziehen sich wie die gothischen bei Weitem nicht bloß auf die Goldschmiedekunst, sondern auf decorative Kunst jeder Gattung und sogar auch auf eigentliche Architectur.

Im ersten und dritten Bande finden sich, offenbar von sehr verschiedenen Erfindern, Ideen aller Art, welche indeß das Gemeinsame haben, daß es lauter deutsche, d. h. durch den lebendigen Geist der damaligen deutschen Kunst wesentlich umgestaltete Renaissance ist. Einiges nähert sich derjenigen Gestalt, welche Holbein den Zierformen seiner Architecturen zu geben pflegte, doch erreicht kein Blatt seine kecke Genialität des Wiedergebens.

Eine Pforte, ein Durchgang mit rundem Oberlicht, eine geſchnitzte Decke, Gebälke, Piedeſtale verſchiedener Art und Beſtimmung, auch noch ein umſtändlicher Entwurf für Wandgetäfel machen den baulichen Beſtandtheil aus. Viel wichtiger und auch heute noch für ſtylgemäße Ausſchmückung der betreffenden Räume bedeutend ſind gewiſſe Entwürfe zu freier Schnitzarbeit: ein doppeltes Project zu einem Orgellettner, mehrere ſehr ſtattliche Altäre, worunter einer mit einer ganzen Schaar von Kinderſtatuen, zwei Zeichnungen zu Betthimmeln, ein zierlich gedachter Thron von leicht geſchwungenen Formen u. ſ. w. Dann finden ſich Candelaber, Vorlagen für Büchervignetten, ein unſcheinbarer und doch trefflich gedachter Lichtſtock und verſchiedene andere Kleinigkeiten. Auch Ziermotive ohne beſonders angegebene Beſtimmung fehlen nicht, darunter ganz herrliche Arabeskenfelder mit Genien, Sirenen, Oceanus ꝛc., dann Füllhörner, welche unten in Seepferde u. dgl. ausgehen, oben in Haſe und Hund ꝛc.

Von eigentlicher Goldſchmiedearbeit dieſes Styles finden ſich außer den Gefäßen nur eine zwar reiche, aber nicht gut angeordnete Monſtranz und einige Zeichnungen für Dolchſcheiden. Letztere enthalten mehrmals das bekannte burgundiſche Emblem des Andreaskreuzes mit dem Feuerſtahl; ferner Wappen, Arabesken und einmal eine köſtlich gedachte, aber kaum leiſe in Bleiſtift angegebene Schaar von Bären, welche durch Reife ſpringen. Die untern Enden der Scheiden bilden ein beſonderes Ziermotiv.

Hiezu kommt nun der reiche Inhalt des zweiten Bandes, Geſchirr von allen Gattungen, äußerſt verſchieden an künſtleriſchem

Werth, zum Theil aber gewiß vom Besten jener Zeit. Abgesehen von jenen beiden Meßkelchen und wenigen andern Blättern handelt es sich um lauter deutsche Renaissance. Es sind Kannen zum Einschenken, kleine Kännlein zum Träufeln, Humpen, Näpfe, Gefäße zur Aufbewahrung, Prachtgefäße ohne Bestimmung zum bloßen Schmuck des Buffets, große Becher mit niedrigem Fuß, Becher mit hohem Fuß, auch bloße Schaubecher, z. B. einige, welche aus Straußeneiern oder Cocosnüssen verfertigt gedacht sind, und einer, der von außen mit lauter Muscheln belegt ist, Confectbecher, Confectschalen, flache deckellose Schalen, darunter sehr hochfüßige, Flaschen, davon eine in der bekannten Gestalt eines breiten Reifes mit Mündung und Fuß, u. a. m.

Aus den Zeichnungen geht nicht unbedingt hervor, daß Alles zur Ausführung in edeln Metallen bestimmt gewesen, Einiges ließe sich auch in Messing und Zinn, ja vielleicht in Glas oder Thon denken. — Besonders zu beachten ist, daß sehr häufig der Deckel die Gestalt des Gefäßes im kleinern Maßstab und mehr zusammengedrängt wiederholt, also nach oben auch einen Fuß bildet, so daß man ihn aufstellen und füllen konnte, wie das Gefäß selbst.

Die künstlerische Behandlung, mit vielen einzelnen antiken Elementen vermischt, wie sie damals von Italien aus die ganze abendländische Formenwelt durchdrangen, ist doch im Princip eine andere als die der antiken Gefäße selbst. An letztern wird das Leben des Gefäßes deutlich durch Formen ausgesprochen, welche Ausdehnung, Einziehung und elastisches Tragen sprechend charac-

teriſiren. Die vorliegenden Zeichnungen dagegen, ſowie auch die ausgeführten Arbeiten dieſer Gattung, offenbaren von einer ſolchen Characteriſtik höchſtens einen Nachklang, während die Hauptabſicht offenbar nur auf Hervorbringung eines reichen und anmuthigen Geräthes geht, deſſen Einzelformen von der verſchiedenſten Herkunft ſein können.

Schon die bekannten convergirenden Rundſtäbe, welche einer nach außen vortretenden Cannelirung vergleichbar an zahlloſen antiken Vaſen vorkommen, müſſen hier häufig einem aus der ſpätgothiſchen Decoration herübergenommenen Motiv weichen, das als vortretende Knollen bezeichnet werden mag. Dieſelben verſchrägen und verſchränken ſich oft auf ſehr kunſtreiche Weiſe, geben aber dem Gefäß doch leicht einen ganz willkürlichen Geſammtumriß. Sodann ſind die Gefäße oft zu ſtark mit horizontalen Gliederungen und Einziehungen beladen, wodurch die Formen ſich den auf der Drechſelbank entſtandenen zu nähern ſcheinen, und dieſe Horizontalgliederungen an ſich ſind häufig gar zu architectoniſch, z. B. als eigentliche Frieſe gegeben. Allerdings haben letztere mit ihren herrlichen Arabesken und Reliefdarſtellungen einen ganz eigenthümlichen Reiz; man ſieht ſtreitende Kinder, Halbfiguren in Laubwerk ausgehend, Genien mit Medaillons, auch hiſtoriſche Scenen aus Römerkriegen ſowohl als aus der Bibel, z. B. David und Goliath — gewiß, wie geſagt, kein Strich von Holbein und doch durchgängig von ſeinem Geiſte irgendwie angeweht.

An den Bechern ſind die Griffe oder Stützen oft ſehr ſchön und originell, mit einem Knauf in der Mitte, der die reichſten

Formen, hie und da auch figürlichen Schmuck hat. Oefter ist der Griff auch unmittelbar vegetabilisch gebildet, zumal wenn das Gefäß selber eine Frucht darstellt, wie z. B. der stattliche Kürbisbecher. Eine auf hohem Fuß schwebende Schale hat an ihrer ganzen Untenseite lauter Weinlaub und Trauben, wozu dann der Winzer als Deckelfigur sehr wohl paßt.

Aus der gothischen Zeit herübergenommen ist die Vorliebe für drei oder vier besondere Füße, auf welchen häufig der untere Rand eines Gefäßes ruht. Dieselben sind gestaltet als Thierfüße, Thierköpfe, Löwen, Meerwunder, Sirenen, ja als Engelsköpfe. Leicht verletzlich und im Grunde weder zweckmäßig noch harmonisch, mögen diese kleinen Stützen gerne preisgegeben worden sein, indem die besten Meister lieber kleine Figuren auf dem Fuß des Gefäßes lehnend oder sitzend anbrachten. Es findet sich ein vorzüglicher Entwurf dieser Art, wo auf dem untern Rande eines Trinkgefäßes rings herum Genien mit Musikinstrumenten sitzen.

Die Henkel haben nirgends die geniale phantastische Art einiger gleichzeitiger italienischer Arbeiten. Es sind theils bloße Voluten, theils Pflanzenmotive, theils auch Thiere. — An einer zum Tragen bestimmten Flasche dienen als Ansätze für die Ketten ein Genius und ein Drache, wahrscheinlich zur Auswahl für den Besteller, welcher entweder zwei Genien oder zwei Drachen würde verlangt haben.

Den vollen Humor jener Zeit in seiner zierlichsten Aeußerung zeigen dann die Deckelfiguren derjenigen Gefäße, deren Deckel nicht wiederum als Gefäß zu dienen hatte. Diese köstlichen Figuren

stellen hauptsächlich sitzende oder stehende Genien vor, bald mit Laute, Flöte oder Trommel, bald mit Trinkschale, Apfel, Traube, auch Waffen tragend, ja auf einem liegenden Bären reitend. Sodann finden sich weibliche allegorische Gestalten, auch eine zierliche Venus, eine Lucretia; ferner ein römischer Krieger, ein stattlicher Eidgenosse, ein Winzer, ein Narr u. s. w.

Zu den Phantasieformen gehören z. B. jene Becher, welche geradezu Früchte oder Pflanzen vorstellen, oder jener mit Muscheln ganz überdeckte, auch der in colorirter Zeichnung gegebene, welcher aus lauter Granatäpfeln besteht, wahrscheinlich zur Ausführung in glasirtem Thon bestimmt, da diejenige in edlem Metall und Email doch zu der nicht sehr geistreichen Form in keinem Verhältniß stände. Dieß Alles verschwindet jedoch neben der wundervollen Federskizze eines Nautilusbechers, von welcher wir wenigstens wünschen wollen, daß sie keine directe italienische Anleihe, sondern in unsern Gegenden entstanden sei. Ein grämlicher Triton trägt die prächtig geschmückte Muschel, auf deren oberer kleiner Rundung ein anderer Triton als Treiber sitzt, während vorn ein Ungethüm zu ziehen scheint.

Derjenige Becher aber, dessen Abbildung als Titelbild mitgetheilt wird, findet sich nicht in den bisher besprochenen drei Bänden, sondern in der allgemeinen Sammlung unserer Handzeichnungen. Das Gefäß selbst beginnt mit einem schmalen Rankenfries, unterhalb dessen dann ein zweiter größerer folgt, der durch Medaillons mit Köpfen von Imperatoren auf blauem (für Email bestimmtem) Grunde unterbrochen wird. Einziehung und Fuß sind

auf das Schönste gebildet und mit den Figurinen sitzender Genien geschmückt; ein unterer Fries enthält Medaillons mit Widderköpfen auf roth; am untersten Rand finden sich Fratzen mit Wappenschilden. Der Deckel beginnt zunächst über dem Rand mit einem Schrägfries, welcher kleine Medaillons mit Köpfen auf roth enthält; dann folgen zu den Seiten des mit einer Fruchtvase gekrönten Knopfes Genien mit einer Art von Thyrsusstäben auf Kugeln stehend. Die hohe und glänzende Phantasie des ganzen Werkes, die edle Lebendigkeit der Kinderfigürchen, und die bei großer Sonderbarkeit doch höchst sichere und kecke Darstellung gestatten hier keinen andern Namen als den, welcher beim ersten Anblick jedem irgend kundigen Beschauer sich von selbst darbieten wird. Es ist der Becher Hans Holbeins.[1])

Beigabe des Herausgebers.

Der Herausgeber benützt diese Gelegenheit, die Namen einer Anzahl basleriſcher Goldschmiede aus dem XIV., XV. und XVI.

[1]) In einer kleinern Sammlung von Zeichnungen verschiedener Herkunft, welche gegenwärtig unter dem Titel: „Hans Holbeins Zeichnungsbuch“ in einem Band in Querquart zusammengestellt sind, finden sich noch einige sehr schöne Entwürfe zu Gefäßen u. a. Goldschmiedarbeiten, zum Theil nur Skizzen und Einzelmotive der allerflüchtigsten Art, aber Einiges entschieden von Holbein.

Jahrhundert vorzuführen, welche er den Angaben der Bürgeraufnahmen in den Rathsbüchern, einzelnen Urkunden, Steuerregistern und Gerichtsprotocollen enthoben hat. Eine erste Serie solcher Goldschmiedenamen hat der Herausgeber bereits im Basler Taschenbuch auf das Jahr 1856, S. 172 gegeben.

XIV. Jahrhundert.

1357. Wetzel.
1357. 1367. Gerung Wiser.
1385. Swebelin.

XV. Jahrhundert.

1436. 1447. Hans Flösser.
1444. 1454. Claus Schwyzer, auch der „alt Schwyzer" genannt, wahrscheinlich im Gegensatze zu Heinrich Schwyzer, dem Goldschmied (1440).
1445. Oswald Ueberlinger.
1445. Claus Stennar.
1446. Cölin.
1447. Friedrich Tychtler.
1453. 1470. Konrad Zeller.
1454. 1481. Hans Rottenzwig, auch Rutenzwig, aurifaber fabricæ ecclesiæ Basiliensis. Er wird auch als Maler aufgeführt.
1460. Cunrat (vielleicht derselbe mit K. Zeller).
1461. Hans Attenhuser.

1466. Hans (wahrscheinlich identisch mit dem vorhergehenden).
1468. 1470. Gerung Westfal.
1468. Jakob.
1470. 1480. Hans Murer.
1470. 1480. Lienhard.
1470. 1480. Hans Behan.
1470. 1481. Jost Spalt.
1471. Heinrich Heß von Bern (wird Baslerbürger).
1474. Matthis.
1481. Heinrich von Werd.
1484. Heinrich Lichtenower.
1490. Martin.
1490. 1500. Stoffel Osterwald.
1490. Hans Nachbur.
1490. Meister Wolfgang.
1497. Jakob Eigen.
1497. Heinrich (vielleicht identisch mit Lichtenower oder von Werd).

XVI. Jahrhundert.

1512. Meister Georg.

Vier Berichte

über

die Schlacht bei St. Jakob,

aus den

ersten Wochen nach der Schlacht.

Mitgetheilt vom Herausgeber.

(Vortrag, gehalten vor der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft in Freiburg, 10. September 1863.)

Unter den Zwecken der Thätigkeit einer historischen Gesellschaft ist derjenige nicht der letzte, welcher es sich zur Aufgabe macht, den Quellen unsrer vaterländischen Geschichte nachzuforschen und dieselben zugänglich zu machen. Einen solchen Zweck hat die Mittheilung im Auge, auf welche wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser lenken möchten. Das Factum, um welches es sich hiebei handelt, ist jene große That bei St. Jakob vor Basel, jene Schlacht, welche in der Geschichte unsers Vaterlandes als ein Edelstein erster Größe glänzt und durch die klassische Schilderung eines Joh. von Müller immer wieder von Geschlecht zu Geschlecht begeisternd fortwirken wird.

Aus Anlaß der vierten Säkularfeier der Schlacht bei St. Jakob hat die historische Gesellschaft zu Basel in einer Säkularschrift die Berichte der Zeitgenossen über diese Schlacht zusammengestellt, schweizerische, österreichische, französische, und dadurch dem Geschichtsforscher die unmittelbarsten Quellen an die Hand gegeben. Seitdem haben die „Quellen und Erörterungen zur baierischen

„und deutschen Geschichte“ im II. Bande die Chronik von Weißenburg von Eikhart Arzt gebracht, welche, die Zeit von 1420 bis 1468 umfassend, einen Bericht über unsere Schlacht enthalten, der ebenfalls unter die zeitgenössischen gerechnet werden kann. Es handelt sich aber hier nicht um gedruckte, sondern um handschriftlich vorhandene Berichte, welche unsern schweizerischen Geschichtsforschern unbekannt geblieben sind. In jüngster Zeit nämlich haben wir Gelegenheit gehabt zur Kenntniß von mehrern handschriftlichen Berichten über die Schlacht bei St. Jakob zu kommen, welche im Archive der Stadt Frankfurt a./M. liegen. Diese Berichte sind um so bedeutender, da sie sämmtlich in den ersten Wochen nach der Schlacht verfaßt sind und der Mehrzahl nach einen offiziellen Charakter haben. In dem genannten Archive befindet sich nämlich ein Band, enthaltend Schreiben von verschiedenen Städten und Fürsten, welche sich auf den Armagnakenkrieg von 1439 an bis 1445 beziehen; unter diesen sind vier Berichte über die Schlacht von St. Jakob. Andere Schreiben schildern die Ausrüstung des Armagnakenheeres, die Ausbreitung desselben im Sundgau, Elsaß und in den Waldstätten; noch andere enthalten sehr bedeutende Nachrichten über die Unterhandlungen Basels mit dem Dauphin unmittelbar nach der Schlacht; mehrere Schreiben von Schaffhausen verbreiten sich über die Gräuel, welche die Armagnaken unter Erhart von Zessingen im Klettgau verübten, und über die von Drohungen und Hinterlist begleiteten Zumuthungen des Dauphins an Schaffhausen, sich vom Reiche zu trennen und Oesterreich zu huldigen.

Wir beschränken uns für einmal auf die Schlachtberichte. Dieselben sind von dreierlei Art. Der erste ist ein österreichischer, verfaßt von Thüring von Hallwile, dem ältern, von ebendemselben, von welchem Tschudi einen Brief über ebendieselbe Schlacht an den Markgrafen Wilhelm von Hochberg und an Bürgermeister und Rath von Zürich mit den empfehlenden Worten anführt: „Dieß ist des verlogenen Hallwilers Schriben . . . darinnen er „etwa mengen Lug meldet" u. s. w. Unser Schreiben dieses von Hallwile ist an den König Friedrich gerichtet und verfaßt zu Säckingen ebenfalls am Tage nach der Schlacht. Daß unter solchen Umständen unser Brief dem in Tschudi abgedruckten und an Zürich gesandten ähnlich sein muß, liegt in der Natur der Sache. Das Schreiben enthält die Angaben des Hauptmanns Hans von Rechberg, der mit seinen Leuten gegen Abend noch zu Rheinfelden über den Rhein kam und, wie Aussagen von Betheiligten meldeten, Knechte der Eidgenossen, welche landaufwärts gingen, zu sich rief und unter dem Vorgeben, sie seien Freunde, zu sich lockte und dann niederstach.

Zwei andere Berichte sind — der eine von Meister und Rath zu Strasburg, der andere von Meister und Rath zu Hagenau — beide an den Rath von Frankfurt gerichtet, jener vom 2., dieser vom 8. September. Diese beiden Berichte sind secundärer Art, da sie Nachrichten reproducieren, welche jene Räthe anderswoher, wir wissen nicht mehr aus welcher Quelle, wahrscheinlich aber aus Basel erhalten haben. Wenn auch diese beiden Schreiben in mehrern Angaben von einander abweichen, so will mich doch die

Gleichartigkeit einzelner Sätze zu der Vermuthung führen, daß beiden Berichten neben andern Nachrichten ein und ebendasselbe Schreiben zu Grunde gelegen habe. —

Der vierte Bericht hingegen qualificiert sich als den primärsten und officiellsten und verdient unsre besondere Aufmerksamkeit — es ist dieß ein Bericht über die Schlacht von Burgermeister Hans Rot und dem Rath zu Basel vom Donnerstag dem 3. Sept., also eine Woche nach der Schlacht verfaßt und abgesandt „an die ehrbaren Boten und Rathsfreunde gemeiner freien und Reichsstädte, so auf diese Zeit zu Nürnberg versammelt sind." — Einen Maßstab für die Tendenz und Glaubwürdigkeit dieses Documentes geben dessen Schlußworte: „Diß „schriben wir üwer liebe darumb, ob jr der sachen yena hörent „gedenken, daß jr doch wissent, was ein warhit darjnn wer." — Diesen Bericht möchten wir daher den Fundamentalbericht über dieses Ereigniß nennen. Es würde dieser Bericht schon längst bekannt sein, wenn nicht in unserm Staatsarchive gerade derjenige Band, welcher die Schreiben des Rathes vom Jahr 1444 enthält, schon seit mehr als einem Jahrhundert fehlte.

Ehe wir zur Aufführung der Schreiben selbst übergehen, führen wir einige Berichte über die Stärke des Armagnakenheeres vor, welche von Abordnungen herrühren, die z. B. von Speyer in das Lager des Dauphins abgesandt wurden. Man meint, sagt ein Bericht eines Abgeordneten, der im Juli zu Langres das Heer sah, das Heer betrüge mehr denn 50,000 Pferde und Menschen und wohl 800 Wagen mit Büchsen und mancherlei anderem

Geſchütz; unter demſelben Volk ſind wohl 11,000 Schützen und Bogener. Unter ihnen ſind drei Capitanien von England, die haben wohl 25,000 rüſtige reiſige Leute, Ritterſchaft, Bogener und andere. Eine Abordnung von Speyer, welche beim Dauphin nach der Schlacht bei St. Jakob war, berichtet: „Des Volks ſind auf 100,000 Pferde; ſie haben in Wahrheit 60,000 Mann mit ganzen Küriſſen vom Haupt bis an den Fuß.“

I.

Wir beginnen nun mit dem Berichte des der öſterreichiſchen Partei angehörenden Thüring von Hallwile des ältern an König Friedrich, geſchrieben am Tage nach der Schlacht.

„Allerdurchlauchtigſter, hochgeborenſter Fürſt und allergnädigi-
„ſter könig und herre! üwern königlichen gnaden füge ich zu wi-
„ßen, daz ich alſo zu Friburg geweſen bin, nachdem üwer könig-
„lich gnade uns das befolen hatt, und inne dem han ich ver-
„nommen, daz man die eitgnoßen vor varenſperg dannan ſlagen
„wolt, und bin daruf geyn Seckingen kommen und meynt mich
„auch darzu geſchiben haben [1]). So ſint die geſellen Hans von
„Rechberg, Friderich vom Hus und andere gein Seckingen kom-
„men und hant mir da vor ware geſagt, daz die Eitgnoßen vier-
„tuſent mannen gein Brateln uff geſtört frō vor tag, der beſten
„und ußerleſnoſten ußer allen iren lendern und der merteil von

[1]) glaubte mich auch dahin zu verfügen.

„Bern und Solotern geſant haben, den Graven von Tamertin „daſelbs zu überfallen, der daſelbſt ſin leger hatt; derſelbe Grave „nur gewarnet wart und wartet ir uff einer wyten matten by „Bratelen und draff da mit yne ein ſcharmützelen und weich da„mit hinder ſich zu dem andern leger. Yndem ſo zogen [mit] „den eitgnoßen woil zweihundert pferd abe und flugent [1]) vor „tage yn der vinſteren; die übrichen bliben by einander und wir„ten ſich gar ritterlich und kamen mit gewerter hant geyn Baſel „zu einem ſichhus und in eynen umgemurten garten und inne eyn „kleyn awe, daſelbſt ſie alle umkament und erſlagen wurden, daz „nüt vil on die obgeſchriben zweyhundert hinweg kamment. Und „uf das da meynten die walchen [2]) uff morn frö das ſloß va„renſperg zu entſchutten, ſo ſint die puren alle fluchtlich geflogen „und iren zügk hinder yne gelaißen. Der tütſchen ſind auch et„liche da zu ritter geſlagen worden, dan ſie ſich gair ritterlich „hilten. Woil ſint der walchen etlich nydder gelegen und yne viel „pherde erſtochen und die tütſchen vaſt wont [3]) zum teyl. — Da„tum quinta fer. post. fest. beati Bar. apostoli XLIIII.“

II.

Wir gehen zu den beiden ſecundären Berichten über. Der erſte vom Meiſter und Rath zu Strasburg, geſchrieben den 2. September (am ſiebenten Tage nach der Schlacht).

[1]) flohen.
[2]) die Welſchen. [3]) wund.

„Den erſamen, wiſen unſern beſondern lieben und güten frün-
„den dem Burgermeiſter und dem rat zu frankfurt enbieten wir
„Ludwig von Rosheim, der Meiſter, und der rat zu Strasburg
„unſern früntlichen willigen dienſt. Lieben fründe, als ir wol
„vernommen haben mögent von diſen ſweren wilden louffen, ſo
„ſich tegelich erheben und machen, als der Delffin von Frankrich
„mit eim groſſen volck by den fünfftzig tuſend pferden in dütſchen
„lande gezogen iſt, als tun wir üwer guten früntſchafft zu wiſ-
„ſen, daz uns botſchafft geton iſt, daz uff Mittwoch hüt acht
„tage vergangen ſich ein geſchiht gemacht habe nahe by Baſel,
„daz die eitgenoſſen ein anſlag geton hettent und ir ebe [1]) zweitu-
„ſent herabe gezogen warent gegen Baſel zu und meinten einen
„leger oder zwene des frömden volckes, als die do umb ligent,
„zu überfallen. Das ſient die wartlüte jnne worden und haben
„den herſten und huffen warnunge geton. Die ſint nü üffgebro-
„chen, yederman zu ſiner gewer und ſint obe Baſel by ſant Ja-
„cob einander geſtoſſen, und ſint die eitgenoſſen in das gütlüte-
„hus und in den garten getretten und hant do beiderſit lange
„wile mit einander gefochten, das hus geſtürmet und verbrant
„und ſint eben [1]) zweituſent eitgenoſſen dot geleit und ettwie vil
„von dem frömden volck, bede welſch und dütſch, auch zum tode
„brocht, und lige der delffin und das frömde volck mit herſten
„und huffen by den fünfftzig tuſent pferden noch umb Baſel by
„einer mylen und by zwein. Darzu iſt uns auch fürkummen, daz

[1]) etwa.

„der künig von Franckrich und der künig von Sicilien mit jren „beden hufffrowen und ouch des delffins hufffrowen mit groſſem „volck by den vierzig tuſent pferden zu Langres ſient. Wohin oder „was die willen haben, wiſſen wir nit, und wolten nit loſſen, „dann üwer guten fründtſchafft ſolichs alſo verkünden und zu wiſſen „tün, als unſern beſunders guten fründen. Datum feria 4 a post „decollationem b. S. Joh. Bapt. anno LXIIII.“

III.

Der zweite dieſer ſecundären Berichte iſt in einem Schreiben von Meiſter und Rath zu Hagenau an Burgermeiſter und Rath zu Frankfurt enthalten und Freitag nach des heiligen Crüzestag (18. Sept.) geſchrieben. Inhalt und Gleichartigkeit der Ausdrücke werden meine oben gemachte Bemerkung über die Identität der Quelle mit der des vorigen Berichtes bis auf wenige abweichende Angaben rechtfertigen.

„Item als der Delffin darnach mit dem volke von Mümpel- „gart bis gein Baſel und in die gegne gezogen iſt und ſin volke „umb und umb gelegert hat in den dörffern, do ſint der eitge- „noſſen wol by den zweyn tuſent uff ein nacht ußgangen und „haben underſtanden eine leger oder zwene zu ſuchen, daz ſie ouch „getan. Und do die groſſen herſte des volks das vernomen ha- „bent, hat ſich gemacht, daz ſie nahe by Baſel an dieſelben eit- „genoſſen kommen ſint, habent do lange wyle von dem morgen „früge bis abent mit einander gefochten, daz zuleſte die eytge-

„nossen ju das gutlütehuß und jn den garten by Basel tratent „und sich daruß ouch wertent; und wann sie aber überlütet wa„ren, sint by den XV^c [1500] tot bliben und etwie vil von „dem frömden volke, beide welsch und tütsch, ouch ze tode bracht, „nemlich under den walhen des marschalks bruder von Frankrich „und under den tütschen her Burkart Münch, und sust der walhen „vil wunt und nach der geschicht gein Altkirch unferre von Basel „gelegert, die wunden zu heilen."

Die Fortsetzung des Schreibens enthält nicht unwichtige Nachrichten über die Verhandlungen des Concils mit dem Dauphin. Daß in diesem Hagenauerschreiben ein anderes, und höchst wahrscheinlich ein baslerisches aufgenommen ist, geht aus dem Umstande hervor, daß mitten in dem Schreiben, wo von dem achttägigen Frieden geredet ist, welchen der Dauphin Basel gewährte, beigefügt ist, „der uff hüte unser frauen tag ußgat", d. i. auf den 8. September, während das ganze Hagenauerschreiben vom 18. September datiert ist.

IV.

Wir wenden uns zu dem vierten und wichtigsten Berichte, zu dem Berichte des Bürgermeisters und des Raths von Basel an die zu Nürnberg versammelten Boten der Städte. Zu Nürnberg nämlich waren damals die Fürsten und Herren und die Boten und Rathsfreunde der gemeinen freien und Reichsstädte versammelt, um über die Lage der Dinge zu berathen und namentlich,

wie man des fremden Volkes, das König Friedrich in dieser großen Zahl nicht herbeigewünscht hatte, wieder los werden könnte, und wie der Uebermuth der Feinde Oesterreichs und deren Anhänger gebrochen werden könnte. Basel, das in den Augen Friedrichs und der österreichischen Herzoge unter die letztern gezählt wurde, war zu dem Tage nicht eingeladen worden. Es galt in den Augen der Fürsten als ein Feind des Adels, als ein Bundesgenosse der Eidgenossen. „Es kompt uns für", heißt es in unserm Schreiben, „daz wir yß nüwlingen . . . . vor vil für„sten und herren, rittern und knechten und ouch der stetten er„bern botten und ratesfründen größlich und swerlich verklagt wor„den sient, und in die vorgeschriben sachen gezogen werdent mit „swerem unglimpf und meinent, daz uns darinne ungütlich und „unfrüntlich beschehi." Der Zweck dieses Schreibens war nun, Basels Stellung zu dem österreichischen Adel einerseits und andrerseits zu den Eidgenossen zu rechtfertigen, die Städteboten zu bitten, sich Basels anzunehmen, wenn es verläumdet und verklagt werde, die gefährliche Lage zu schildern, in welcher es schwebe, und daran die Bitte um Hülfe zu knüpfen. „Darum, lieben gu„ten frünt," heißt es in dem Schreiben, „tun wir üwer liebe aber „zu wissen, daz . . . der Delphin nu ze dryen malen vor unsrer „stat gehalten hat mit grossem volck, die synen ouch der unseren „etliche vom leben zum tod bracht, etliche gefangen, geschetzt, ge„wundet und übelgehandelt, verbrent und das jr genommen. So „lit ouch sin fürstlich gnad yetzezyten mit gantzer macht allenthal„ben um uns, sind teglich wartend, wenn er sich für uns legen

[illegible] ein warhit

[illegible] hervor, in

[illegible] r Allem der

[illegible] ählung der

[illegible] Müller geben,

[illegible] so wird die-

[illegible] 0 angegeben.

[illegible] n Stürler im

[illegible] n der Schlacht

[illegible] n die Zahl der

[illegible] i 800" ange-

[illegible] nd Leute aus

[illegible] ß die vom Ra

[illegible] t jener von den

[illegible] e Zahl 1000

[illegible] s „rothe Buch",

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„pferden, und werent von der bruck den undern wege wol in „unser statt komen; das meinten sie nit und zugent heruff wider „berg zum sichhuß und griffen das frömde volk an und striten „manlich mit jnen von frü untz [1]) vesper. Do umbzogen die „frömden die eidgenossen und machten sie sigloß, also daz an der „waltstat bey den eylffhundert frömden und heymisch und bei dm „driuhundert reisigen pferden — und sind die [Eidgenossen] also „do umbkommen und hand ouch grossen schaden getan, in mas- „sen daz die frömden die jren mit wegen und karren hinfürten, „sy zem teile in hüser trügent und verbrantent, daz man ir dhein [2]) „gantz zal haben mocht; und der zehende von den frömden macht „ouch nit zu statten komen [3]). — Wir zugende mit gantzer macht „gegen jnen für unsern crützstein uß und werent jnen geren zu „hilffe komen — es mocht nit sin; denn von grosser macht, so „sy hattent, understunden sie uns zu hinderzihen und zu gantzer „verderblikeit zu bringen; konden wir uns bessers nit verstan, „dann wider in unser stat zuzyhende und die zebehalltende — und „geschach uns leiders nye, dann daz jnen unser hilff nit erschiessen „mochte. — Es ist ouch wol zweihundert von der eidgnoßschafft „wund zu uns und ander ende komen, die wider heim gezogen „sind. Diß schriben wir üwer liebe darumb, ob jr der sachen

---

[1]) bis. [2]) kein.

[3]) konnte den übrigen auch nicht zu Hülfe kommen, ihnen nicht nützlich werden.

„yena hörtent gedenken, daz jr doch wissent, was ein warhit „darjnn wer.“

Heben wir noch zum Schlusse diejenigen Punkte hervor, in welchen die angeführten Berichte, und unter diesen vor Allem der officielle Bericht des Rathes von Basel von der Erzählung der Schlacht, wie sie Tschudi, Wurstisen und Joh. von Müller geben, abweichen.

1) Was die Zahl der Eidgenossen anbetrifft, so wird dieselbe von 1200 bis auf 4000, ja sogar auf 8000 angegeben. Wir erinnern daran, daß Herr Staatsschreiber von Stürler im Jahre 1860 ein Schreiben der Orte, deren Leute an der Schlacht theilgenommen hatten, veröffentlicht hat, in welchem die Zahl der gen St. Jakob aufgebrochenen Eidgenossen „bei 800“ angegeben wird. An diese Eidgenossen schlossen sich noch Leute aus dem Wallenburgerthal und von Liestal an, so daß die vom Rathe zu Basel angegebene Zahl „bei tausend“ mit jener von den Eidgenossen gegebenen übereinstimmt. Ebendieselbe Zahl 1000 giebt auch das Rathsbuch von Basel, genannt das „rothe Buch“, an. Daß aber 200 Reisige zu Pferde mit den Eidgenossen herunterkamen, die sofort noch bei finsterer Nacht das Weite gesucht hätten, davon ist in keinem als in dem österreichischen Berichte eine Spur. Wir wollen diese Angabe auf Rechnung der Finsterniß schreiben. Veranlassung dazu mag die Thatsache gegeben haben, daß die Eidgenossen die bei Pratteln und Muttenz eroberte

Beute sofort landaufwärts schickten. Schodoler nämlich erzählt, wie er von den Siegen bei diesen beiden Dörfern redet: „(sie) „gewunnen groß gut an Rossen und andern Dingen, das sy hin„der sich schlugen.“

2) Ueber die Motive des Zuges dieser 1000 Eidgenossen und Baselbieter herrschen unter den Geschichtschreibern sehr divergierende Ansichten. Nach Aeneas Sylvius (und ihm folgten wahrscheinlich Wurstisen und Guillimann) hätten die von Basel die Eidgenossen vor Farnsburg zur Hülfe für ihre Stadt gemahnt. Andere, unter ihnen Tschudi und Joh. v. Müller, geben als Zweck des Zuges eine Recognoscierung an. Aeneas Sylvius, der Schlaue, der selbst das Jahr vorher im Namen des Königs Friedrich an Karl VII. schrieb, er möchte der Herrschaft Oesterreich die Armagnaken zu Hülfe schicken, muß jedenfalls mit seiner Autorität hinter der officiellen Kundgebung von Bürgermeister und Rath von Basel zurückstehen. Und die Lage der Dinge war auch von der Art, daß Basel von Farnsburg her keine Hülfe erwarten durfte, schrieben ja doch von dort aus die Eidgenossen selbst um Hülfe in das Lager vor Zürich und wußten noch am Montag früh die Hauptleute vor Farnsburg selbst noch nicht recht, ob es vielleicht nicht besser wäre die Belagerung gänzlich aufzuheben, oder wie sie sagten: das leger zu brechen. Dieser Entschluß wurde aber nicht gefaßt, da die Hülfe vor Farnsburg eintraf. Die Situation daselbst schildert uns Schodoler in seiner handschriftlich vorhandenen Chronik auf eine Weise, wie sie mit dem Schreiben von Basel im Einklang steht. Er sagt:

„ . . . Als man vor Zürich und Varnsperg lag, da kamend „märe, wie der Delphin mit finem volckh ob ſechtzig thauſent „Schnaggen für Mümpelgart harus gezogen were und ſich für „Baſel legeren wollt, und das ſy auch damit Varnsperg wöllten „entſchütten, und waren die märe gar heiß.“ Deßwegen ſchickten die vor Farnsburg um Hülfe in das Lager vor Zürich und erhielten von dort mehr als 600 Mann Hülfe. „Da nuhn ſömm„licher zuſchub uß dem heer von Zürich und anderſch wo har kam „für Farnsperg, da wurden ſy mit einandern frölich undt wolge„muth und vernamend wol, wie das ſchandtlich volkh vor Baſel „was unnd menglich von ihnen an lyb unnd gut geſchediget „ward, das nuhn die von Baſel denen von Bern in trüwen klag„ten, denn ſy allenthalb umb ir ſtatt lagend. Nuhn brachten „die von Liechtſtal an die von Varnsperg, wie Schnaggen ſich „getheylt hetten und man ihnen wol möcht merklichen ſchaden „unndt abbruch thun. Das bracht nuhn einer an den andern „unnd wurden eins, das volkh mit denen von Liethſtall und „Waldenburg anzugryffen, wie wol ihnen das von ihren Obern „nit bevolchen, ſonder verbotten.“

Die Ankunft der Hülfe machte alſo die Eidgenoſſen fröhlich, d. h. wohl im prägnanten Sinne: fachte in ihnen den wilden Kriegsmuth an, der ſich ſelbſt nicht durch die Befehle der Hauptleute in Schranken halten ließ. Und die Kunde, daß die Armagnaken vertheilt, d. h. in kleinern Abtheilungen in einzelnen Lagern zerſtreut ſeien, weckte in ihnen den tollkühnen Entſchluß in der Nacht aufzubrechen und einen Beutezug zu unter-

nehmen, oder wie das Schreiben des Basler Raths sich ausdrückt: „sie machten sich zusammen, um Gut zu gewinnen.“ Dem stehen auch die Berichte der Räthe von Strasburg und Hagenau nicht entgegen. Unter solchen Umständen muß selbst die Annahme einer Recognoscierung in den Hintergrund treten.

3) Berücksichtigung verdient auch die Angabe der Zahl der Armagnaken, welche jenseits der Birs standen. Das Schreiben des Rathes von Basel sagt, daß oberhalb von St. Jakob 20000 derselben standen. Wenn in dem Schreiben der bei dem Kampfe betheiligten Orte gesagt wird, daß auf einen der 800 Eidgenossen 30 Feinde kamen, so ist deren Zahl approximativ dieselbe, welche Basel angiebt. Jedenfalls aber waren diese 20000 blos ein vorgeschobener Theil des ganzen Heeres; der größere stand noch rückwärts im Suntgau, wo das Hauptquartier des Dauphins im Schlosse zu Waltikofen war. Wie dieses Heer nach der Schlacht sich näher um Basel gelegt hatte, wird es in einem andern Schreiben vom Rathe zu Basel auf 50000, von Andern auf 60000 angegeben.

4) Besondere Beachtung verdient die Angabe der Zahl der Armagnaken, welche sich bei dem letzten Kampfe beim Siechenhause, wo freilich die Reihen der Eidgenossen schon gelichtet waren, betheiligten. An der Wahlstatt nämlich waren nach dem Berichte des Raths von Basel blos 1100 Fremde und Heimische und bei dreihundert reisige Pferde, also im Ganzen 1400 Mann; von dem Gros der Armee „mochte auch nicht der zehnte zu statten kommen“, d. h. an den Ort des Kampfes kommen, um daran

Theil zu nehmen. Wir stellen daneben den Bericht des Baslers Johann Sperrer, der mit seinen Mitbürgern gegen St. Jakob hinauszog. Er sagt, daß die großen Härste der Armagnaken bei Gundeldingen standen; von diesen sei eine Anzahl an den Rein gegen St. Jakob gerannt und hätten mit den Eidgenossen gekämpft, also ebenfalls nur ein Theil des Armagnakenheeres. — Die beim Siechenhause am letzten Kampfe Theil nehmenden Feinde waren nach dem Berichte des Rathes Fremde und Heimische. Andere Berichte reden von Welschen und Deutschen. Unter diesen Heimischen ist eben der österreichische Adel aus der Umgegend von Basel, namentlich im Suntgau, zu verstehen, von denen Manche sogar in Basel selbst ihre Höfe hatten. Eikhardt Arzt nennt sie in seiner Chronik: die Landherren und Suntgauer.

5) Bedeutend weicht die Angabe unsers Rathsberichtes in Beziehung auf die Zahl der nach Hause zurückgekehrten Eidgenossen von den bisherigen Nachrichten ab. Nach Einigen waren es im Ganzen 16, welche wieder nach Hause kamen, nach Tschudi lagen 32 Verwundete auf der Wahlstatt. Nach unserm Berichte waren der Verwundeten „wohl 200", welche nach Basel und in die Umgegend gebracht wurden und wieder heimzogen. — Und endlich

6) fällt es auf, daß in keinem unsrer vier Berichte beim Kampfe von St. Jakob des Dauphins erwähnt wird, während in dem Baslerberichte bei einer andern Gelegenheit erzählt wird, daß derselbe dreimal vor Basel gehalten, Leute gefangen genommen, geschätzt, verwundet, beraubt habe. Und das hat wohl

ſeinen guten Grund. Wir glauben anderswo die Abweſenheit des Dauphins vom Kampfe bei St. Jakob nachgewieſen zu haben. Statt die Beweiſe dafür zu wiederholen, verweiſen wir auf das Basler Taſchenbuch auf das Jahr 1862, S. 47 u. ff.

Es mag die Erzählung der Heldenthat bei St. Jakob, wie ſie z. B. in Joh. von Müller niedergelegt iſt, durch dieſe vorgelegten Berichte, welche von allen der Zeit nach der Schlacht am nächſten ſtehen, hie und da Modificationen erleiden. — Hiſtoriſche Wahrheit iſt aber das Erſte und Höchſte, das wir anſtreben. Und glücklicher Weiſe erbleicht vor dem Lichte, welches dieſe Berichte verbreiten, der Glanz der Heldenthat von St. Jakob nicht; die Mannheit, der entſchloſſene Todesmuth unſrer Eidgenoſſen — ſie bleiben dieſelben.

Beilagen.

Als Beilage laſſen wir erſtens das vollſtändige Schreiben von Bürgermeiſter und Rath zu Baſel folgen, welchem die Beſchreibung der Schlacht enthoben iſt; zweitens eine bisher unſers Wiſſens noch ungedruckte Beſchreibung der Schlacht vom Chroniſten Wernher Schodoler. Dieſer Schodoler (auch Schodeler und

Schodler genannt), von Bremgarten gebürtig, war, wie Herr Staatsschreiber Moriz von Stürler nachgewiesen hat [1]), zu Bern im Jahr 1481 Kanzleigehülfe des Stadtschreibers Thüring Fricker und 1520 Schultheiß zu Bremgarten. In seiner ersten Stellung hatte er offenbar Gelegenheit über manches aus Quellen zu schöpfen, welche manchem Andern unzugänglich waren. Seine Chronik verbreitet sich vorzugsweise über den alten Zürich Krieg. Derjenige Abschnitt, welchen wir in der zweiten Beilage mittheilen, hat offenbar den Charakter einer Aufzeichnung durch einen Zeitgenossen der erzählten Ereignisse; das scheint uns zur Evidenz namentlich aus dem Anfange (dem Cap. 108) hervorzugehen, und darum halten wir diesen Bericht für einen der bedeutendern. Schodoler hat denselben wahrscheinlich aus einer Aufzeichnung eines Zeitgenossen der Ereignisse in seine Chronik aufgenommen. Dieser Bericht ist der handschriftlich im Stifte Einsiedeln vorhandenen Chronik Schodolers (Nro. 386, Bd. III, Fol. 528—532) enthoben. Ich verdanke dessen Mittheilung Hrn. P. Gall Morel.

I.

Schreiben von Bürgermeister und Rath zu Basel.

Den ersamen, fürsichtigen und wysen gemeiner freyen und Richsstetten erbern botten und Ratsfründen, so uf disz zit Nüremberg versamelt sind, unsern besundern güten und lieben fründen

[1]) Anzeiger für schweizerische Geschichte u. Alterthumskunde. September 1861, Nro. 3, S. 43. 44.

nehmen, oder wie das Schreiben des Basler Raths sich ausdrückt: „sie machten sich zusammen, um Gut zu gewinnen.“ Dem stehen auch die Berichte der Räthe von Strasburg und Hagenau nicht entgegen. Unter solchen Umständen muß selbst die Annahme einer Recognoscirung in den Hintergrund treten.

3) Berücksichtigung verdient auch die Angabe der Zahl der Armagnaken, welche jenseits der Birs standen. Das Schreiben des Rathes von Basel sagt, daß oberhalb von St. Jakob 20000 derselben standen. Wenn in dem Schreiben der bei dem Kampfe betheiligten Orte gesagt wird, daß auf einen der 800 Eidgenossen 30 Feinde kamen, so ist deren Zahl approximativ dieselbe, welche Basel angiebt. Jedenfalls aber waren diese 20000 blos ein vorgeschobener Theil des ganzen Heeres; der größere stand noch rückwärts im Suntgau, wo das Hauptquartier des Dauphins im Schlosse zu Waltikofen war. Wie dieses Heer nach der Schlacht sich näher um Basel gelegt hatte, wird es in einem andern Schreiben vom Rathe zu Basel auf 50000, von Andern auf 60000 angegeben.

4) Besondere Beachtung verdient die Angabe der Zahl der Armagnaken, welche sich bei dem letzten Kampfe beim Siechenhause, wo freilich die Reihen der Eidgenossen schon gelichtet waren, betheiligten. An der Wahlstatt nämlich waren nach dem Berichte des Raths von Basel blos 1100 Fremde und Heimische und bei dreihundert reisige Pferde, also im Ganzen 1400 Mann; von dem Gros der Armee „mochte auch nicht der zehnte zu statten kommen“, d. h. an den Ort des Kampfes kommen, um daran

Theil zu nehmen. Wir stellen daneben den Bericht des Baslers Johann Sperrer, der mit seinen Mitbürgern gegen St. Jakob hinauszog. Er sagt, daß die großen Härste der Armagnaken bei Gundeldingen standen; von diesen sei eine Anzahl an den Rein gegen St. Jakob gerannt und hätten mit den Eidgenossen gekämpft, also ebenfalls nur ein Theil des Armagnakenheeres. — Die beim Siechenhause am letzten Kampfe Theil nehmenden Feinde waren nach dem Berichte des Rathes Fremde und Heimische. Andere Berichte reden von Welschen und Deutschen. Unter diesen Heimischen ist eben der österreichische Adel aus der Umgegend von Basel, namentlich im Suntgau, zu verstehen, von denen Manche sogar in Basel selbst ihre Höfe hatten. Eikhardt Arzt nennt sie in seiner Chronik: die Landherren und Suntgauer.

5) Bedeutend weicht die Angabe unsers Rathsberichtes in Beziehung auf die Zahl der nach Hause zurückgekehrten Eidgenossen von den bisherigen Nachrichten ab. Nach Einigen waren es im Ganzen 16, welche wieder nach Hause kamen, nach Tschudi lagen 32 Verwundete auf der Wahlstatt. Nach unserm Berichte waren der Verwundeten „wohl 200", welche nach Basel und in die Umgegend gebracht wurden und wieder heimzogen. — Und endlich

6) fällt es auf, daß in keinem unsrer vier Berichte beim Kampfe von St. Jakob des Dauphins erwähnt wird, während in dem Baslerberichte bei einer andern Gelegenheit erzählt wird, daß derselbe dreimal vor Basel gehalten, Leute gefangen genommen, geschätzt, verwundet, beraubt habe. Und das hat wohl

nützit berürent, als den daz den erbern botten, so von den stetten Ougspurg, Nüremberg, Ulme und andern, die von jren fründen uff den tag gen Baden gevertiget warent, der beide teilen aldaran gesetzt was, solich alles und wie die sachen an jnen selbs sint, wol kund und zewissen ist. Also, lieben fründ, kompt uns für, wir yr nüwlingen, als der Allerdurchlüchtigiste, großmechtigiste fürst und herre, herr Fridrich, yr römischer könig und hertzog zu Oesterrich ꝛc., unser aller gnedigister Herr, ouch der dürchlüchtigisten fürsten hertzog Albrecht und hertzog Sigmund, hertzogen zu Oesterrich ꝛc., ouch unser gnädigen herren gen Nüremberg komen sint, vor vil fürsten und herren, rittern und knechten und ouch der stetten erbern botten und ratesfründen größlich und swerlich verclagt worden sient und in die vorgeschriben sachen gezogen werdent mit swerem unglimpf, das uns unbillich hat, und meinent, daz uns darjnne ungütlich und unfrüntlich beschehi. Und dorumb, lieben fründ, so bitten wir üwer liebe, so flissiglichest wir yemer konnent oder mögent uns so früntlich ze sind, ob das were, daz jr unser enen zu unglimpff hettend hören gedenken oder noch hören würdent, daz jr uns denne in den sachen gütlich verantwortten zum besten nutz an uns; denne werden wir zu recht gehallten, getrüwen wir uns mit der gottes hilffe selbs in massen zu veranttworten, daz wir des ere und glimpf haben sollend. Denne wir hettent ouch unser erber botten und rates fründ üff disen angesatzten tag gen Nüremberg geschickt, wywol wir nit dahin geschriben sind, hettint uns nit solich swer anligend sach, so uns, als vorstat, zugefallen sind, gehindert; und darumb, lieben

beſundern und guten fründ, verkünden wir üwer liebe ſolich unſer anligende not und bitten üwer lieb mit fliß und mit ernſt, als ouch vor, jr wollent uns üwer liebe in ſolichen unſern ſachen gütlich laſſen empholhen ſin und uns zem beſten zu verantwortten, als vor ſtat. Das begeren wir umb üch alle und yeglichen inſunders mit willen zeverdienende, wo ſich das gebürte in dheimen ſachen üch angelegen. Denne das volk, ſo in diſe land gezogen ſind, weder fründen noch veinden, mannen, wiben noch kinden nit ſchonent und giltet jnen ſolichs alles glich und begand groß übel, das ſollent jr in warhit glouben. Datum feria quinta post Egidii anno MCCCCXLIIII. (3. Sept.)

Darauf folgt nun gleichſam als Nachſchrift das, was S. 135 angeführt iſt, „Wir bittend üch u. ſ. w.“ und die Erzählung der Schlacht, S. 135 und 136.

II.

Schlachtbericht von Schodoler.

Cap. 103.

Das der Delphin eines künigs ſohn von Frankrich, mit gannzer macht für Mümpellgart haruß in tütſche Lannd zoch ꝛc.

Man hatt vorhin gar vil vonn diſen dingen gehört, das der Delphin, eins künigs ſohn von Frankrich gar mit eynem mächti-

gen volckh, das man nampt schnagken oder schinder, haruß in teütsch lannd, unnd sich für Basel schlachen wolt, unnd redt man über lut, das es des khünigs und der herrschaft von Oesterrich wäre, damit die von Zürich entschüt wurden, unnd hetten ihnen darumb groß gut verheissen. Unndt als mangerley davon geredt, da ward es war, unnd hatten doch wenig glauben daran, dann sich niemand darus berichten kondt, unndt redt einer diß, der ander das. Unndt als man vor Zürich unnd Varnsperg lag, da kamend märe, wie der Delphin mit sinem volckh ob sechßig thausent schnaggen für Mümpelgart harus gezogen were unnd sich für Basel legeren wollt, unnd das sy auch damit Varnsperg wöltten entschütten, unnd waren die märe gar heyß.

Cap. 104.

Das die von Bern und Solothurn an die ihren und ander Eydgnossen vor Zürich begertten ihnen ein zuoschub zethund.

Und also von sömmlicher warnungen wegen, so gen Varnsperg kamen, schikten sy inn das heer gen Zürich unnd andere Eydtgnoßen umb me hilff. Also schikt man ihnen uß dem heer von Zürich, von Lutzern, Uhry, Underwalden, Schwytz unnd Glarus, von jetlichen der orthen ußgezogen, fünffzig mann, die übrigen gabend die von Bern unnd Solothurn uß ihrem heer, daß ihren by sechshunderten wurden; darzu schikten aber die von Lutzern ihr venlin hinach. Der hauptmann was Hoffstetter.

Do nuhn sömmlicher zuschub uß dem heer vor Zurich unnd anderschwo har kam für Farnsperg, da wurden sy mit einandern frölich undt wolgemuth, unnd vernamend wol, wie das schandtlich volkh vor Basel was, unnd menglich von ihnen an lyb unnd gut geschediget ward, das nuhn die von Basel denen von Bern in thrüwen klagten, dann sy allenthalb umb ir statt lagend. Nuhn brachten die von Liechtstal an die von Varnsperg, wie schnaggen sich zertheylt hetten unnd nit bey einandern weren, unnd man ihnen wol möcht merklichen schaden unndt abbruch thun. Das bracht nuhn einer an den andern, unnd wurden eins, das volkh mit denen von Liethstall unnd Waldenburg anzugryffen, wie wol ihnen das von ihren obern nit bevolchen, sonder verbotten. Es was dero von Bern hauptmann Hanns Matter, von Lutzern Anthoni Ruß, dero von Liechtstall und Waldenburg was der Seefogell.

Cap. 105.

Von der mannschlacht, so vor Basel an der Birs zwüschen dem Delphin und den andern Eydtgnossen beschach.

Unnd also an mitwuchen frue nach Bartholomei tag, in dem vorgenanten vier unnd viertzigisten jare, da zugendt dero von Bern unnd ander Eydtgnossen knecht, so von Zürich kommen waren, unnd gaben ihnen die von Bern unnd Solothurn noch vil ehrlicher unnd handtvester lüthen zu, dartzu kamen die von Lutzern

unnd Liechſtall unnd ander, alls vorſtaht, auch dar, das ihr ob fünfzechen hunderten waren, unnd griffen die fiend angendts, deren ob acht hunderten zu Brattelen warend, ann. Derſelb huff floch bald nit ſich gegen Baſel zu, und für Muttetz nider, von aller ihr haab. Da kamen ſy an einen andern mächtigen huffen, ob zechenthuſent mannen, der weych auch, als ihr anſchlag was. Alſo ileten ihnen die Eydtgnoſſen nach unnd jagten ſy über die Byrßbruggkh, unnd erſchlugen unnd erſtachen ir ein michlen theyl, unnd gieng vaſt wol, unnd gewunnen groß gut, an roſſen unnd andern dingen, das ſy hinderſich ſchlugen; darzu gewunnen ſy auch etlich panier unnd fenlin, unnd was ihnen noch nüt beſchechen, ſonder nach allem ihrem wunſch ergangen, hetten ſy ordnung gehalten, unnd weren nit wyter gezogen. Ruhn kam ihnen warnung, durch die burger von Baſel, die ſy batten, das ſy ſo wol thun undt ennet der Byrß beliben welten, ſo möcht ihnen nützit beſchechen, dann es were ein ſömlich merklich volckh dißhalb der Byrß, das es unnzallbarlich; deßhalb zu bedenken, diewil ir doch ſo wenig weren, ſy wurden merklichen ſchaden empfachen. Desglichen ſo hatten die hauptleüth ihnen auch verbotten, daß niemand über die Byrs ziechen ſölt, man hette uff einen tag ehren gnug ingelegt. Die botten, ſo die von Baſell ihnen guter meynung gſchickt hetten, erſtachen ſy, alſo in der geſtalt, vermeynend die von Baſell welttend ſy villicht ires fürnemmens erſchräkhen, abwenden oder zaghaft achten, unnd zugen alſo wider der hauptlüthen gunſt unnd willen über die Byrßbrugg, unnd da ſy hinüber kamen, da funden ſy den rechten

hauffen unnd unzalbar volkh, die waren all gerüwet, unnd darzu gantz gerüst, zu roß unnd fuß. Unnd als sy einandern ansichtig wurden, da trungen die Eydgnossen angentz gegen ihnen unnd wolten nit beyten. Die fiendt hatten großmechtig ding von geschütz, damit sy ihnen mercklichen schadenn thatten. Also thrungen die Eydgnossen durch das wasser, unnd auch über die bruggen zu der siechen huß; da stiessend die fiend das siechen huß an, unnd ward die angst unnd noth des führes alß groß, das die frommen Eydgnossen inn den baumgartenn mußten wichen. Da schussen die fiend zu allen orthen durch sy, unnd brachen die muren nider, und zertrannten sy von einandern mit ihrem mächtigen geschütz, daran mehrtheyls etlich edel und tütschen im lannde, die doch nit fromm, gantz schuldig waren unnd ihnen darzu hulffen unnd riethen, und thatten ihnen als angst, das sis gantz von einandern brachten, dann es ein mächtig volkh was, unnd waren vil tütschen von den edlen by ihnen, die auch diß sach angetragen hatten. Die Eydtgnossen wehreten sich fast unnd wolten nit von einandern wichen, noch einandern lassen, dann ir weren sonst gar vil daruon kommen. Da wolten sy, als ihre frommen vordren, lieber by einandern sterben, dann einer von dem andern wichen. Ruhn mochten sy zu der statt überein nit kommen, dann es alles zu ringumb vol fienden was. Die von Basel waren auch mit gantzer macht von ihr statt haruß gezogen, unndt wolten den Eydtgnossen inn allen trüwen gehollfen han; der vienden aber waren so vil unnd thatend ihnen als noth, daß sy mit angst wider inn die statt kamend, dann die fiend wolten ihnen angendz

die thor ingenommen unnd fürzogen haben, das sy von rechter noth wegen wider in die statt wichen müesten, deßhalben man ihnenn anders nit, dann ehren unnd gutz von söllicher sach wegen mag zureden, unnd sonderlich dem gemeinen mann in der statt, denen es in gantzen thrüwen leyd. Unnd was anders nüt dann groß noth unnd arbeyt, den tag allen, das die frommen Eydtgnossen nüt anders thatten dann als die wilden läuwen, die sich gern gewehrt unnd mannlich erlößt hetten, es mocht aber nit gesin von großer macht wegen der vienden, wann allweg frisch huffen an kamend, und waß ihr mannlich fechten und stryten gantz verlohren, unnd verluhrend, leyder, die von Bern unnd ander Eydgnossen by einliff hundert mannen, unnd beliben auch der fyenden, als man warlich sagt, ob drythusent mannen thod. Die namend sy all weg, und verbrandten die in den hüsern, an großen huffen, nach ihrer gewonheit, unnd thatend das darumb, das man ihr zahl nit wüssen solt. Es ward aber dennocht von ihnen selber nit verschwigen. Mann fand auch über acht tag darnach mehr dann einliff hundert roß, die der vyenden gewesenn waren, thodt im veld ligen, die alle von den Eydtgnossen umgebracht waren; das was auch wol eynn zeichen, das sy der fyenden auch vil erschlagenn hetten. Die von Basell liessend auch inn allen thrüwen die Eydgnossen zu Sanct Jacob in gewycht erdtrich vergraben, der allmächtig Gott welle sich über sy all erbarmen unnd ihnen die ehwig ruw verlichen. Es meinten auch etlich, die Eydgnossen hetten diß sach an denen, die sy zu Gryffensee enthaupten lassen, verschuldt.

[illegible]

Bruder Klaus als Ehegatte.

Von

Balthasar Reber.

1.

Er kehrt nach Haus. Es iſt der Krieg beendet,
Denn bei Ragatz geſchah der letzte Schlag,
Und ſeinen Brüdern wieder zugewendet
Steht Zürich, aufgeſchreckt durch dieſen Tag;
Der Wahn, der ſeine Augen hat geblendet,
Der ſtolze Nebel, nun geborſten lag.
Und der den Tag gemacht, er darf's im Stillen,
Er darf es ſagen: Ich, durch Gottes Willen!

Allein er ſagt es nicht, denkt nicht daran,
Er hat für's Vaterland, hat für die Seinen
Ein Werk, ein unbedeutendes, gethan,
Warum? Nicht einen Tropfen Bluts, nicht einen
Hat's ihn gekoſtet, ein geſunder Mann
Ganz heil an ſeinem Leib und an Gebeinen
Heimkehret er, was hat er hingegeben?
Er weiß es nicht, heim bringt er ja ſein Leben.

Ja, wenn's nur eine kleine Wunde wäre,
Doch es ist nichts, kein Pfeil hat ihn geritzt,
Und dennoch eine Wunde, eine schwere,
Hat, wie ein Schwert, sein Innerstes durchblitzt,
Ihm ward zum Dornenkranz der Kranz der Ehre,
Den er von diesem Kriegeszug besitzt,
Zum Dornenkranz: Weh, jetzt ist wieder Frieden,
Und mir kein Liebesopfer mehr beschieden!

Denn jetzo dürstet er nach edeln Thaten,
Es hat der Kampf ihn durch und durch erregt,
Das Herz ihm aufgerüttelt und die Saaten
Zu hundertfält'gen Ernten drein gelegt,
Sei es durch Krieg, sei es durch weises Rathen,
Nur etwas thun, was Liebesfrüchte trägt,
Das muß er fürder, aus der Träume Banden
Riß er sich los, der Mann ist auferstanden.

2.

Er liegt im Ranft auf seinen Knieen,
Gott bittend um ein Thatenfeld,
All' eig'nes Wollen will er fliehen,
Dem Herrn hat er's anheimgestellt,

Er trägt die Laſt nicht mehr alleine,
Es reißet ſeiner Kräfte Band,
Der Mann, wie einſt das Kind, das kleine,
Er legt's in des Allmächt'gen Hand.

Und an die Arbeit geht er wieder,
Beſänftigt hat ihn das Gebet,
Er ſpürt's, die thatenglüh'nden Glieder
Sind himmliſch friedſam angeweht,
Der mächt'ge Drang iſt ihm geblieben,
Doch von Ergebenheit gedämpft,
Ein Hoffnungswort ward ihm geſchrieben
In's Herz, durch ſein Gebet erkämpft.

Zur Arbeit geht er neugeboren,
Wie vormals, da er Knabe war,
Nur lauſcht er oft mit ſcharfen Ohren:
Was Gott verhieß, wann beut ſich's dar?
Er hofft, und ſeine Pulſe ſchlagen,
Er hofft auf Thaten wundervoll,
Zu denen in den nächſten Tagen
Ihn Gott der Herr berufen ſoll.

So blickt einmal vom Flühlirande
Er hoffend in den Abend mild,
Und vor ihm ſteht im Lichtgewande
Des letzten Strahls ein ſchönes Bild:

Ja, wenn's nur eine kleine Wunde wäre,
Doch es ist nichts, kein Pfeil hat ihn geritzt,
Und dennoch eine Wunde, eine schwere,
Hat, wie ein Schwert, sein Innerstes durchblitzt,
Ihm ward zum Dornenkranz der Kranz der Ehre,
Den er von diesem Kriegeszug besitzt,
Zum Dornenkranz: Weh, jetzt ist wieder Frieden,
Und mir kein Liebesopfer mehr beschieden!

Denn jetzo dürstet er nach edeln Thaten,
Es hat der Kampf ihn durch und durch erregt,
Das Herz ihm aufgerüttelt und die Saaten
Zu hundertfält'gen Ernten drein gelegt,
Sei es durch Krieg, sei es durch weises Rathen,
Nur etwas thun, was Liebesfrüchte trägt,
Das muß er fürder, aus der Träume Banden
Riß er sich los, der Mann ist auferstanden.

2.

Er liegt im Ranft auf seinen Knieen,
Gott bittend um ein Thatenfeld,
All' eig'nes Wollen will er fliehen,
Dem Herrn hat er's anheimgestellt,

Er trägt die Laſt nicht mehr alleine,
Es reißet ſeiner Kräfte Band,
Der Mann, wie einſt das Kind, das kleine,
Er legt's in des Allmächt'gen Hand.

Und an die Arbeit geht er wieder,
Beſänftigt hat ihn das Gebet,
Er ſpürt's, die thatenglüh'nden Glieder
Sind himmliſch friedſam angeweht,
Der mächt'ge Drang iſt ihm geblieben,
Doch von Ergebenheit gedämpft,
Ein Hoffnungswort ward ihm geſchrieben
In's Herz, durch ſein Gebet erkämpft.

Zur Arbeit geht er neugeboren,
Wie vormals, da er Knabe war,
Nur lauſcht er oft mit ſcharfen Ohren:
Was Gott verhieß, wann beut ſich's dar?
Er hofft, und ſeine Pulſe ſchlagen,
Er hofft auf Thaten wundervoll,
Zu denen in den nächſten Tagen
Ihn Gott der Herr berufen ſoll.

So blickt einmal vom Flühlirande
Er hoffend in den Abend mild,
Und vor ihm ſteht im Lichtgewande
Des letzten Strahls ein ſchönes Bild:

Iſt die Geſtalt von dieſer Erden?
Iſt's eine, die vom Himmel ſtammt?
Sein Aug',, mit ſtaunenden Geberden,
Hat der Entſchwund'nen nachgeflammt!

Und ihn durchſtrömen neue Triebe
Mit ſel'ger Ueberwältigung!
Was jemals er empfand von Liebe,
Von opferfreud'gem Seelenſchwung,
Wie Blümlein, die dich heute grüßen
Und morgen haſt du ſie zerdrückt,
Möcht' er zu dieſes Engels Füßen
Sein Alles legen ſtill entzückt.

Nun iſt für's Vaterland das Streben,
Nun ſind die Seinen ihm ein Nichts,
Zu Nichts läßt er die Welt verſchweben.
Der Blick des Engelsangeſichts
Nur ſtehet feſt vor ſeiner Stirne,
Er hat ihn plötzlich angeſtrahlt,
Doch bleibt untilgbar dem Gehirne
Und blitzesklar er eingemalt.

Ja, ſeinen Gott hat er verloren
Im grenzenloſen Meer der Luſt,
Und dennoch will kein Schmerz durchbohren
Ob dieſes Frevels ſeine Bruſt,

Ihm wird ſogar vom Geiſt geſpendet,
Statt Strafe, Tröſtung des Vergehns:
Gott hat dir Jene ſelbſt geſendet
Als die Erhörung deines Flehns!

3.

Dorothea heißt ſie, Gottesgabe,
Die an Leib und Seele ſchöne Braut,
Welche, daß ſein glühend Herz ſich labe
Und ſein Sehnen die Erfüllung habe,
Gott mit Geiſteskuß ihm angetraut.

Dorothea heißt ſie, Gottesgabe,
Und die Gabe Gottes nennt er ſein,
Nennt dies Gotteskleinod ſeine Habe.
Jetzt erſt, dünkt's ihn, ſteig' er aus dem Grabe,
Trete jetzt erſt in das Leben ein!

4.

Im Kirchlein dort zu Kerns, wo er der Taufe
Heiliges Sekrament empfangen hat,
Dort will er auch mit seiner Dorothea
Der Ehe Sakrament empfahn. Der Priester,
Herr Oswald Isner, ist sein Seelenfreund,
Sein Innerstes hat er ihm anvertraut
Aufrichtig wie vor Gott. Herr Oswald Isner,
Der Freund, sprach zu dem Freunde vom Altar
Mit Rührung diese priesterlichen Worte:

Ein edler Mensch, der sich nach edeln Thaten
Mit göttlicher Ergebung sehnt,
Braucht keine Schlachten, Lenkung nicht von Staaten,
Unedler Ehrgeiz ists, der solches wähnt;
Ihm tönt der Gatten-Name und des Vaters
Ins Ohr mit schönerem Gesang,
Als eines Helden, eines Volksberathers
Die Welt durchprahlender Posaunenklang.

Und du, der du als Kind nur Liebe kanntest,
Der du als Jüngling nur von Liebe brannteſt,
Der du im stillen Flühlihaus
Dich für die Deinen liebend hingegeben,
Der du im lauten Schlachtgebraus

Dem Vaterland geweiht dein liebend Leben,
Ein ſolches Herz
Zur Knoſpe konnte das ſich erſt entfalten
Im Boden dem bisher noch kalten;
Allein im warmem Schooße der Familie
Da wird ſich dieſe Knoſpe ſchnell zur Lilie
Entfalten flammend himmelwärts!

Jetzt biſt du glücklich! Ja, zum erſtenmale
Jetzt fühleſt du dich glücklich rein und ganz,
Dein liebewallend Herz mit vollem Strahle
Lacht aus dem Blick mit wolkenloſen Glanz,
Das Himmelsfeuer in der ird'nen Schale
Schier überſchwellt's des Staubgefäßes Kranz;
Jetzt mußt du flehen: Bänd'ge meine Seele,
O Gott, damit ich nicht im Lieben fehle!

Denn für ein ſolches Herz, ein Herz, wie deines,
Sind Eltern und Geſchwiſter, Vaterland,
Zwar ein Revier der Luſt, ein ungemeines,
Und doch für ſolchen Herzens inn'gen Brand
Hat dieſe Welt Ein Eden nur, nur Eines,
Darin es ſeine Sonnenheimat fand,
Darin es kann mit allen Gluten ſcherzen:
Nur Weib und Kind genügen ſolchem Herzen.

Nur über Weib und Kind aus tiefſter Bruſt
Kann ſich dein Liebesfeuerquell ergießen;
Ja, Weib und Kind, zur höchſten Liebesluſt
Erſchuf euch Gott, zum liebendſten Genießen;
Ja, Weib und Kind, ſie ſchmelzen unbewußt
Das Herz, das eiſigſte, zum Ueberfließen,
Der Mann, der jede Liebesmacht verhöhnet,
Durch Weib und Kind wird er mit Gott verſöhnet.

Und Nikolaus von Flüh, dies Liebesherz,
In Dorothea's Arm, umringt von Kleinen!
Muß nicht das Liebesübermaaß in Schmerz,
Das Lachen ſtill verwandeln ſich in Weinen?
Nein, ruhig liebeſt du! Dein Gott gewährt's
Als Hochzeitsgabe gnädig dir, dem Reinen,
Warum du fleheſt: Bänd'ge meine Seele,
O Gott, damit ich nicht im Lieben fehle.

5.

Wie nach der Taufe damals ihn die Mutter
Getragen auf das Flüḧli durch den Ranft,
So, nach der Einſegnung zur Ehe, ging
Das Paar deſſelben Weges heim von Kerns.

Sie ſchritten ſchweigend, händedrückend, langſam.
Es hatte Niklaus ſeit der Jugend Tagen
Die Wildniß ſelten aufgeſucht, ihm hatte
Des Lebens Thätigkeit den Ort entfernt,
Den düſtern Ort der Einſamkeitsgedanken.
Der heit're Flühlifels mit weitem Blick
In Gottes große reichbewegte Welt
War nun ſein Lieblingsplatz. Und jetzt, vertieft
In ſeines Liebesglückes Phantaſie'n,
Was ſind ihm jetzt die ſchwarzen Tannen, was
Die weiße Melcha, die durch Trümmer ſtürzt?
An Dorothea's Hand erſchiene ihm
Der Wüſten wüſteſte ein Paradies,
Und keine Spur der früheren Gedanken
Ruft in ihm auf die ihm in frühern Jahren
So feierliche Wildniß. Dorothea
Sie aber ſchaudert leis in dieſer Oede,
Und wie die Schatten ihr Geſicht verdüſtern,
Das lächelnde, ſo weichet auch das Lächeln.
Schwermüthig blickend ſpricht ſie zu dem Gatten:
Ich weiß fürwahr nicht, wie's mir kommt, mein Niklaus,
Allein im ernſten Ranfte hier, da klopfen
Des Prieſters ernſte Worte mir aufs neu
Gar wunderbar an's Herz, es ſind die Worte,
Die zweimal er geſprochen und dabei
Dich angeſchaut hat ſonderlich bedeutſam,

Du müſſeſt jetzo flehen, alſo ſprach er,
Gott ſolle deine Seele bändigen,
Auf daß du nicht im Lieben fehleſt. Und
Das Zweitemal hat er hinzugefügt,
Das Uebermaß der Liebe könnte ſich
Bei dir in Schmerz, dein Lachen ſich in Weinen
Verwandeln. Was hat wohl der Prieſter damit
Geheimnißvoll gemeint? Auf ein Geheimniß,
Das fühlt' ich gleich, hat er hinzielen wollen.
Niklaus ſtand ſtill. Auch ihn traf in dem Tempel
Des Prieſters Rede für den Augenblick,
Allein nur wie ein flücht'ger Wolkenzug,
Der ſeiner Seele lichten Himmel ſtreifte,
Denn an des Redners andern Worten, die
Der Ehe höchſte Luſt ihm ſchilderten,
Daran hat er vorzüglich ſich ergötzt.
Jetzt iſt's ihm anders worden. Der Geliebten
Dringende Frage drängt aus ſeinem Herzen,
Dem liebenden, das ihr nichts darf verſagen,
Die Wahrheit vor mit ſanfter Allgewalt.
Nicht wollt' er ihr's verſchweigen, nimmermehr,
Er mit dem lauteren Gemüth. Jedoch
Auch nicht zur Unzeit wollt er es eröffnen,
Um mit unzeitigem unreifem Wort
Die Theure nicht zu kränken. Einen Wink
Von ſeinem Gott erbat er ſich darum,

Und war dann ruhig, wie in allen Dingen,
Der Wind ist da. Des Briefes Red, dann
Der Gattin Frage, und des Kaufes Umgebung,
Wo jetzt allmählig alle Kindlichen
Erinnerungen ihn lebendig wurden,
Unwiderstehlich durch der Gattin Frage,
In ihm erweckt in vollster Jugendkraft.
Jetzt muß er reden und jetzt kann er reden,
Wie sich's geziemt und sie wird's ertragen.
Gott fordert's ja. Niklaus er steht still.
Er offenbart ihr Alles mit Begeisterung,
Des Kaufes selig, heil'ge Heimlichkeit,
Und Dorothea sinkt an seiner Busen,
Zwiefach beglückt durch einen solchen Gatten.
Er hingerissen, offenbart noch mehr
Die spätere Zukunft thut sich vor ihm auf
Mit einer Klarheit, daß er selbst erstaunt,
Was er bisweilen dunkel, nur gedacht:
Jetzt schaut er's deutlich, spricht es deutlich aus
Im Fluge ist seine Seele rückwärts flog sie
Und fliegt vorwärts mächtiglich entfesselt
Er offenbart's der Gattin und sich selber:
Ich höre eine Stimme Dorothea
Sie rauscht herab aus dieses Kaufes Tannen
Sie haben's wie oft mir mir geflüstert,
Als ich ein Kind war die vertraute Stimme
Vernimmst du sie nicht auch? Sie rauscht mir zu:

Du Nikolaus von Fluh, vergiß es nicht,
Was du erkannt in deiner Jugend Tagen.
Und kommt die Zeit und mahnet dich die Pflicht,
Darfst du mit Fleisch und Blut dich nicht befragen,
Denn, was der Gatte, was der Vater spricht,
Du mußt dem Eden dieser Welt entsagen.
Bestimmt ist dir hienieden schon, du weißt es:
Die höh're Ehe mit dem Gott des Geistes!

Wie Dorothea heute ward die Deine,
So sollst du an der Einsamkeit Altare
Einst Gottes werden. Drum in dem Vereine,
Den du jetzt irdisch knüpfest, offenbare
Sich dir ein Vorbild, dieser Bund erscheine
Dir als der Schatten, jener ist der wahre.
Du wirst es lernen: Weib und Kind sind theuer,
Doch Gott allein, er stillt dein Liebesfeuer!

Niklaus sprach also mit gehob'nem Laut,
Und schwere Thränen tropften in das Moos.
Sie aber weinet nicht, sie blickt verklärt.
Ich hab's geahnet, sagt sie fest und milde,
Du bist ein Mann, ein Auserwählter! Ich
Hab' es geahnt vom ersten Anfang an,
Und stets bestimmter, am bestimmt'sten heute,
Als am Altar der Priester uns gesegnet.

6.

Was dort im Ranfte ſich begeben,
Die Klarheit in der Tannennacht,
Sie hat der Beiden Liebesleben
Tiefinniger noch angefacht.
Es wächst die gegenwärt'ge Wonne,
Wenn ihr Gemüth der Zukunft denkt,
Die über ihres Glückes Sonne
Erhab'ner Wehmuth Flor geſenkt.

Zwei Blumen gleichen ihre Seelen,
Die ſchönſten auf der Alpenflur,
Und die ſo zärtlich ſich vermählen,
Sie bilden Eine Blume nur,
In ihren Kelchen, ihren feuchten,
Liegt eine Perle Himmelsthau,
Und eben, weil ſie weinen, leuchten
Sie heller in der grünen Au.

Niklaus und Dorothea's Ehe
Vom Flühli ſtrahlt durchs ganze Land.
Wer Augen hat, der komm' und ſehe:
Ein wahrhaft heil'ger Eheſtand,
Von Außen zwar kein eitel Prangen
Mit Liebeswort und Liebeskuß,

[illegible]

Erinnerungen eines alten Soldaten

der ersten Kaiserzeit

Magdeburg, vom [illegible] Verlag.

Einleitende Bemerkungen des Herausgebers dieſer Erinnerungen.

Aufgefordert von der Redaction des Taſchenbuches, dieſe Mittheilungen, von denen ich einige Bruchſtücke in der ſchweiz. Militär-Zeitung Jahrgang 1862 veröffentlichte, in weiterer Ausdehnung dem Taſchenbuch einzuverleiben, entſpreche ich hiemit gerne dieſem Wunſche. Dieſe Erinnerungen gehören einem leider nicht mehr ganz vollſtändig vorhandenen Manuſcript des geweſenen eidgenöſſiſchen Oberſten Joh. Wieland (geb. 1791 geſt. 1832) an. Der Verfaſſer, zurückgekehrt Ende 1815 aus franzöſiſchem Dienſte, ſchrieb ſeine Erinnerungen in der nun für ihn folgenden Muſezeit unmittelbar nach ſeiner Rückkehr nieder; es erklärt dieß die Scheu, Namen damals noch lebender Kameraden zu nennen; auch ſchreibt ſich wohl manche kleine Unrichtigkeit in der Darſtellung der großen Verhältniſſe daher; immerhin aber auch verdanken wir der unmittelbaren Erinnerung des Erlebten die friſche kräftige Färbung des Ganzen, den ſoldatiſchen Hauch, der uns ſo eigenthümlich anſpricht.

Das fragliche Manuscript ist in französischer Sprache abgefaßt und besteht seiner ursprünglichen Anlage nach aus drei Theilen; der erste umfaßt die Kriegszüge des Verfassers in Spanien und Portugal bis zu seiner Gefangennehmung in Chaves in Portugal und seinen Leiden in Lissabon; diesen ersten Theil veröffentliche ich hier; der zweite enthält seine Kriegsgefangenschaft in England und seine Flucht nach Norwegen; auch dieser Theil ist complett; dagegen sind vom dritten Theil, der die Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 beschreiben sollte, nur wenig mehr als zerstreute Bruchstücke vorhanden.

Die Literatur über den Dienst der Schweizer im Auslande, namentlich in der napoleonischen Epoche, ist eine sehr dürftige. Die Kriegsleute waren mit ihrem Blute weniger geizig als mit der Tinte; jede, auch die kleinste bezügliche Mittheilung hat daher ihren bestimmten Werth. Möchte sich bald ein Geschichtsschreiber finden, der den glorreichen Schweizer-Regimentern den blutig erstrittenen Theil Ruhm und Anerkennung sichert. Mögen ihm dann auch diese Mittheilungen von Nutzen sein.

Die verrückte Welt, in der wir wohnen! — ein Spruch, dessen Wahrheit Niemand weniger bezweifeln als der Verfasser dieser Zeilen. Nach einigen Jahren des wilden Lebens, nach manchem Abenteuern, nach manchem Säbelhieb, der getroffen, nach mancher Kugel, die um Ohr vorbei gepfiffen, nach manchem Diner mit magerem Kuhfleisch und hartem Biscuit, sitze ich wieder am heimischen Herde, und muß in idillischer Ruhe leben, freilich gegen meinen Willen und träumen darf ich nur von der glänzenden Zukunft, die sich mir einst unter dem großen Kaiser zu öffnen schien. Für mich ist sie dahin, beendigt meine militärische Laufbahn, trotz meiner Liebe zum Waffenhandwerk; ich möchte den hohen Herren und noch mehr den Verhältnissen zürnen, die mich um das Wenige von Hoffen gebracht, das ich in zehnjähriger Arbeit durch manche Sorge, manche Anstrengung mir erworben.

Aber genug des zänkischen Gebahrens! Versuche ich einmal meine Erinnerungen niederzuschreiben, so treu, als ichs vermag, namentlich die Erinnerungen der zehn Jahre, während denen ich in Frankreich gedient habe, einfach und schlicht, wie es sich für einen Soldaten ziemt.

Im Jahr 1807 existirte noch ein höchst interessantes Tagebuch, das die Ereignisse meiner Jugend und meiner Knabenzeit der erstaunten Nachwelt überliefern sollte; leider ist dieses unschätzbare Manuscript verloren gegangen, wenigstens finde ich es nicht mehr in meinen alten Papieren; ich muß mich daher auf mein Gedächtniß verlassen. Der 14. Februar des Jahres 1791 war der glückliche Tag, an dem meine Wenigkeit das Licht des Tages erblickte; ich war der Erstgeborne einer alten bürgerlichen Familie unseres kleinen Freistaates. Mein Vater, Joh. Heinrich Wieland J. U. D., war damals Präsident des Kriminalgerichtes; im Jahr 1812 wurde er Bürgermeister des Kantons. Meine Mutter, die beste zärtlichste aller Mütter, M. M. Schweighauser, lebte in ihrer Seelengüte nur für ihren Mann und ihre Kinder.

Ich wurde Johannes getauft, kurz und gut; man sagt mir heute noch, ich sei ein böses Kind gewesen, ich will es gerne glauben. Mir folgten zwei Schwestern und zwei Brüder nach; im Jahr 1797 zogen wir nach der kleinen Stadt Liestal, wohin mein Vater als Statthalter gesandt wurde. In der frischen Landluft, die uns dort beglückte, machte meine Erziehung wenig Fortschritte; ich wußte im Streifen durch Feld und Wald und Hag zu viel Vergnügen zu finden, als daß ich gerne unter die Haselruthe des Herrn Präzeptors zurückgekehrt wäre; der gute Mann hatte fast mehr Furcht vor mir als ich vor ihm und sein Antlitz leuchtete sichtlich, war erst die Unterrichtsstunde vorüber. Ohne mich rühmen zu wollen — ich war ein arger Schlingel und die Bauernbuben wählten mich, als den Sohn des Statthalters gerne, zu ihrem Rädelsführer.

Mitten in dieſe ſchöne Jugendzeit brach die Revolution ein; das alte Syſtem wurde eingeſtürzt; die franzöſiſchen Truppen drangen in die Schweiz und die helvetiſche Republik wurde errichtet. Wir kehrten in die Stadt zurück und ich mußte nun in die Schule, eine Neuerung, die mir nur halb gefiel; doch gewann ich bald Luſt am Lernen, ſo daß ich bereits im Jahr 1802 würdig erachtet wurde, in Frankreich meine Studien fortzuſetzen; Montbeliard war die glückliche Stadt, die das Wunderkind in ſeiner Erziehung vollenden ſollte. Zwei Jahre verblieb ich daſelbſt; ſpäter, im Jahr 1804, wurde ich nach Paris gebracht, um mich dorten im Hauſe eines Freundes meines Vaters weiter auszubilden. Im November hielt ich meinen Einzug in die Weltſtadt.

In den großen Ton des Hauſes, in dem ich Aufnahme gefunden, in all die Feſte, Geſellſchaften, Diners ꝛc. ꝛc. gewöhnte ich mich Anfangs nur ſchwer, allein bald hatte ich mich zurecht gefunden. Paris war damals brillant. Napoleon hatte ſich zum Kaiſer erklärt und bereitete ſeine Krönung vor. Am 2. Dezember war ich um 5 Uhr Morgens ſchon auf; es gelang mir, in die Notre-Dame-Kirche mich hinein zu ſtehlen, wo die Ceremonie vor ſich gehen ſollte. In nächſter Nähe ſah ich den Kaiſer und empfing ſo viel vom Segen des heil. Vaters, als ich nur verlangen mochte.

Der Anblick der herrlichen Truppen der Garde, die Nähe des Helden, dem ich mit wahrer Begeiſterung anhing, Alles das machte einen ſolchen Eindruck auf mich, daß damals zuerſt der Wunſch in mir enſtand, ſeinen Fahnen als Soldat zu folgen.

Im Mai 1805 kam mein Vater nach Paris; er nahm mich mit sich nach den Niederlanden, wo er seinen in Ostende niedergelassenen Bruder besuchte; von dort, nach manchem frohen Tag, gings nach Basel zurück und zur schwierigen Wahl des Berufes!

Mein Vater hegte den Wunsch, ich sollte seiner Laufbahn folgen und mich dem Studium der Rechte widmen; allein das Studiren war nicht meine Sache und so wurde ich als Lehrling in das Handelsgeschäft meines Onkels F. gesteckt. Da saß ich nun, als armer Tintenschlecker! Briefe kopiren, sie auf die Post tragen, Geld einziehen, mich von einer alten Nachteule von Schreiber auszanken lassen — das waren so meine Beschäftigungen während zwei Jahren. Ja zwei lange Jahre hielt ich aus, die Wuth im Herzen. Der Widerwillen gegen meinen Beruf mag mich oft nachlässig genug gemacht haben.

Seit meiner Rückkehr von Paris hatte auch meine militärische Dienstzeit angefangen, die mir so lockend erschien. Schon im Jahr 1804 wurde ich als Kadett in das Artillerie-Korps von Basel aufgenommen. Mit Eifer gab ich mich den vorgeschriebenen Uebungen und Studien in der Geometerie hin. Im Jahr 1806 wurde ich Unterlieutenant in der Miliz des Kantons. Nun gings ans Studium der Reglemente und bald war ich mehr in der Kaserne bei meinem alten Instruktor, um die Handgriffe mit und ohne Bewegungen zu lernen, im Fechtsaal, in der Reitschule statt auf dem Comptoir. Oberst Burckhardt hatte die Güte mich in der Elementartaktik der Infanterie zu unterrichten; ebenso hatte ich einen trefflichen Lehrer in der Mathematik, dessen Unterricht mir viele Freude machte.

Die Schweizer-Regimenter wurden damals für den französischen Dienst in Folge einer Bestimmung der Mediationsakte formirt. Mein höchster Wunsch war, eine Offiziersstelle in denselben zu erhalten; allein es bedurfte vieler und stürmischer Bitten, bis mein Vater endlich einwilligte und die nöthigen Schritte dafür einleitete.

Welche Freude mich beseelte, daß ich Merkur, zu dem kein innerer Beruf mich zog, mit Mars vertauschen durfte, brauche ich hier nicht zu schildern. Ich war der glücklichste der Sterblichen, als ich Anfangs April 1807 mein Brevet als Oberlieutenant im 2ten Schweizer-Regiment in französischen Diensten, kommandirt vom Obersten von Castella, erhielt.

Adieu Comptoir! Ich wollte abreisen, wie ich mein Brevet im Sack hatte. Ach wie schön sind die Träume von Ruhm, von Lorbeeren, von Avancement, von Auszeichnung, welche die Brust des jungen Mannes schwellen, der dem edlen Waffenhandwerk sich widmet und die weite Arena sich öffnen sieht, die das Blut so vieler Braven schon getrunken und in welcher nur eine kleine Anzahl von Glückskindern ihre Hoffnungen sich erfüllen sah! Der Jubel des Liebenden, der das Geständniß der Gegenliebe von den Lippen seiner Schönen küßt; der Genuß, mit dem der Finanzmann seine vollen Kassen mustert, — was sind sie gegen die erhebenden Gefühle, die mein Herz hinrissen. Und doch hatte ich nicht das Glück, dem Vaterland dienen, mein Blut für dasselbe vergießen, Alles ihm opfern zu dürfen! O ihr Krieger, die ein edler Stolz begeistert, die ihr nicht braucht einen fremden Boden zu suchen, um ihm euer Leben zu widmen, wie beneide ich Euch! Ihr dürft

in der schönen Ueberzeugung euerm Instinkte folgen, daß euere Anstrengungen euerem Lande nützlich sein werden, dem Vaterlande, das jedem edlen Herzen theuer ist.

Mein Regiment bildete sich in Avignon; ich mußte der Rekrutirung wegen einstweilen in Basel bleiben. Ich blieb ungefähr einen Monat in dieser Stellung; ich sandte bei 120 Rekruten zum Regiment, meistens alte gediente Soldaten; nicht ohne Mühe gelang es mir, meinen schwierigen Dienst richtig zu besorgen, der jedenfalls für einen jungen Offizier ohne Erfahrungen nicht paßte. Auf viele Bitten hin erhielt ich endlich die Ordre, nach Besançon ins Depot des Regiments abzugehen. Ich reiste am 9. Mai 1807 ab; mein Weg ging über Bern und Freiburg, woselbst ich dem Chef der Rekrutirung unseres Regimentes Rechnung abzulegen hatte. Er war zufrieden mit mir; sein Lob freute mich sehr. Begleitet von seinen freundlichen Wünschen verfolgte ich meinen Weg über Neuenburg, durch das malerische Traversthal nach Besançon, wo ich am 13. Mai eintraf.

Besançon galt damals für eine der angenehmsten Garnisonen von Frankreich. Billiges Leben, schönes Schauspiel, hübsche Promenaden, eine äußerst angenehme Gesellschaft, in der das Militär gerne gesehen wurde, schöne Kasernen, freundliche Umgebungen — man fühlte wohl, daß man sich in einem Waffenplatz befand; da galt die Uniform etwas; sie wurde überall freundlich empfangen, was in den Handelsstädten nicht immer der Fall ist.

Allervorderst präsentirte ich mich beim Herrn Hauptmann de Villars, dem Kommandanten des Depots; dann eilte ich zum

Regimentsschneider um meine Uniform zu besorgen; ich brannte vor Begierde, den glorreichen rothen Rock zu tragen. Bekanntschaften mit Kameraden wurden angeknüpft; mein Logis war im großen Pavillon unseres Quartiers; der Tisch war für uns gemeinschaftlich. Am nächsten Sonntag war große Parade vor dem kommandirenden General; die ganze Garnison rückte aus; mit Befriedigung ließ ich zum erstenmal meine Uniform glänzen.

Nach achttägigem Aufenthalt in Besançon erhielt ich die Ordre, den Befehl über ein Detachement von 200 Rekruten zu übernehmen und zum Regiment zu stoßen. Die anfänglich zu meiner Verfügung kommandirten zwei Unterlieutenants erhielten eine andere Verwendung und so sah ich mich an der Spitze von 200 Rekruten ohne einen Unteroffizier, auf den ich zählen konnte.

Am 20. Mai marschirte ich ab über Lons le Saulnier nach Lyon, ich kam ermüdet in dieser Hauptstadt des mittäglichen Frankreichs an, Landsleute und gute Freunde empfiengen mich aufs Zuvorkommendste. In Lyon schiffte ich mich mit meinem Korps auf der Rhone ein; in Avignon sollte ich mein Regiment treffen; es war aber bereits nach Marseille abgerückt, wohin ich mich ebenfalls mit meinen Leuten zu begeben hatte. Nach vier fürchterlich heißen Marschtagen traf ich am 6. Juni dort ein.

Die Musik des Regiments nebst mehreren Offizieren kam uns entgegen und eben so stolz, als ob ich die Stadt im Sturm genommen, zog ich an der Spitze meines Detachements ein. Die Lobsprüche meiner Vorgesetzten über meine Führung freuten mich nicht wenig.

In Marseille galt es zuerst mit den neuen Kameraden Bekanntschaften zu machen und Freundschaft zu schließen; ich war bald in einer zahlreichen und fröhlichen Gesellschaft gerne gesehen; — dann hatte mir der Oberst den Befehl über mein Detachement belassen mit dem Auftrag dasselbe vorerst als zehnte Kompagnie zu organisiren, bis zur definitiven Organisation des Regiments. Das gab Arbeit genug, bis die verteufelte Verwaltung in Ordnung, bis meine Leute gekleidet, bewaffnet und ausgerüstet waren. Manchen Schweißtropfen kostete es und leider auch manchen Fluch! Endlich läuft die Geschichte, Alles ist in bester Ordnung — paff, da schneit das Schicksal einen Hauptmann her, einen Herrn Ronk, der die Kompagnie und damit meinen mühsam errungenen Ruhm für sich nimmt.

Militärisch Interessantes gab es nicht viel in Marseille; im Juli 1807 kam ich als Oberlieutenant zur Grenadierkompagnie des dritten Bataillons; das war eine kleine Belohnung für meinen bewiesenen Eifer. Mein Hauptmann, ein Herr Müller, war mit dem Unterricht der Unteroffiziere des ganzen Regiments betraut, so daß ich die Sorge für seine Kompagnie übernehmen mußte. Unser Dienst war im Allgemeinen streng, der meinige sogar sehr streng. Ich wohnte im Pavillon des Forts St. Niclaus; die Kompagnie hatte ihr Quartier dicht dabei. Um 3 Uhr Morgens hatten wir Theorie für die Offiziere; von 5 bis 8 Uhr Exerziren mit der Truppe. Nach dem Frühstück mußten wir in die Stadt, die eine halbe Stunde vom Fort entfernt war, zur Parade, welche um 9 Uhr begann. Um 1 Uhr speisten wir;

um 3 Uhr war wiederum Theorie für die Offiziere und von 5 bis 8 Uhr Exerziren mit der Truppe. Nachher begaben sich die Offiziere ins Theater; wir mußten uns abonniren. Die Folgen dieses Lebens ließen nicht lange auf sich warten. Ich erkrankte ernstlich. Mein Hauptmann heilte mich mit einem wahren Roßmittel; er ließ mich eine halbe Flasche Branntwein, scharf gepfeffert, beim nächsten Fieberanfall hinunterschlucken; dann wurde ich im Bett mit wollenen Decken eingehüllt, bis ich im vollen Schweiß lag. Am andern Tag konnte ich wieder aufstehen. Das Mittel war für einen jungen Burschen von 16 Jahren zu heftig. Eine ernsthafte Dissenterie ergriff mich; ich glaube, meine Rettung neben meiner kräftigen Gesundheit einer alten Marketenderin zu verdanken, die mich sorgfältigst pflegte.

Der Oberst schickte mir die Aerzte des Regiments; diese versuchten umsonst mich mit Mixturen aller Art zu vergiften; ich nahm nichts als was mir die alte Cantiniere reichte. Mein Bataillon marschirte unterdessen nach Toulon, erst nach vier langen Wochen konnte ich meiner Kompagnie folgen.

Marseille hinterließ bei mir angenehme Erinnerungen; die prächtige Stadt, das herrliche Klima, die brillante Gesellschaft, der freundliche Empfang blieben mir unvergeßlich; namentlich erinnere ich mich noch der prachtvollen Feste bei der Prinzessin Borghese.

Toulon war dagegen als Garnisonsstadt vorzuziehen; freilich nur in dieser einen Beziehung. Meine Genesung ließ mir manche freie Stunde; ich benützte sie zum Besuch der Arsenale, der Werf-

ten, des Hafens; ich lernte dabei mehrere Marineoffiziere kennen, die als liebenswürdige Führer sich anboten. Das Leben in Toulon war eben so gut als billig. Für unsere Pension, Frühstück und Mittagessen, beide gut und reichlich, sowie der Wein à discretion, zahlten wir per Monat Fr. 45; ebenso billig war das Logis und die sonstigen Bedürfnisse.

Mitten in das vergnügliche Leben, das wir führten, platzte nun die Nachricht, daß wir nach Spanien marschiren sollten. Am 19. Oktober Abends kam der Lärm des Gerüchtes. Ich lag schon im Bett, als mich meine Kameraden weckten. Ich begab mich sofort zum Major C., der von Marseille kam und die Nachricht gebracht hatte. Von ihm erfuhr ich, daß ich in Toulon bleiben sollte, um das Kommando der Grenadierkompagnie zu übernehmen, daß nur das erste Bataillon Marschbefehl habe und daß es schleunigst aus den Offizieren und der Mannschaft des 3ten und 4ten Bataillons ergänzt werden solle.

Was ich! ich sollte in Toulon bleiben, in der Garnison zurück! während meine Kameraden sich auszeichnen konnten! Der Gedanke war mir geradezu unerträglich. Ich bat um Urlaub, um zum Obersten zu gehen. Ich kam dort an, entwickle meine ganze Beredsamkeit und beschwöre ihn, mich mitmarschiren zu lassen. Gerührt von meiner brennenden Begierde mich auszuzeichnen, verspricht er mir, mich statt eines andern Offiziers, den der Durst nach Lorbeeren weniger quält, absenden zu wollen.

So wurde ich in eine Centrum-Compagnie versetzt; mein Hauptmann war ein Herr Ruedi von Bern, die beste Seele der

[illegible]

hindurch [illegible]

um so [illegible]

sonst zu zählen [illegible]

2ten Beobachtungs[illegible]

quartier aufgeschlagen, um [illegible]

ersten Divisionen rückten in Spanien ein; unser Bataillon wurde der ersten Brigade der 3ten Division zugetheilt. Wir mußten angestrengt exerziren trotz der vorgerückten Jahreszeit.

Der 15. Dezember brachte uns den Befehl, nach Vittoria zu marschiren. Niemand war froher als ich, daß wir endlich in's Feld rückten. Die erste Etappe war St. Jean de Luz. Dann überschritten wir den Bidasoafluß, die Grenze zwischen Frankreich und Spanien. Hart trennen sich Sprache, Sitten und Menschen. Hat man die Brücke hinter sich, so ist man in einem andern Land. Es ist als ob statt einem schwachen Marsch hundert Meilen im Nu zurückgelegt worden wären. Das kleine spanische Städtchen Irun war uns als Nachtquartier angewiesen; da die Quartiere fehlten, so bivouakirten wir und da im Dezember in den Pyrenäen die Nächte nicht gerade warm sind, so mußten wir große Feuer anzünden.

Vier Märsche brauchten wir, um das Gebirg zu überschreiten; Alles war tief verschneit, die Märsche waren daher mühsam, immerhin äußerst interessant; lachende, gut angebaute Thäler wechselten mit wüsten Einöden ab, in denen höchstens ein graues Kloster, eine Kapelle, eine Einsiedelei hoch auf wild zerrissenen Felsen von menschlichen Spuren zeugen.

Vittoria, am südlichen Ausgang des Passes gelegen, ist eine freundliche Stadt; das Leben ist fast noch französisch; wir durften mit dem Empfang, den wir fanden, zufrieden sein. Wir waren am Neujahrstag 1808 dort.

Ich muß hier ein paar Worte über unsere militärische Lage

in Spanien und über den Anfang der von uns hervorgerufenen Kriegswirren ſagen: Frankreich und Spanien waren durch einen Vertrag verbunden und bekämpften gemeinſchaftlich England. Napoleon ſchloß um dieſe Zeit den Frieden von Tilſit; er war auf dem Gipfel ſeines Ruhmes angekommen; von da an führten ſeine Wege abwärts; ſein Selbſtvertrauen, genährt durch den Erfolg, ließ ihn ſeine Kräfte überſchätzen.

Damals regierte der alte König Karl in Spanien, oder vielmehr der Günſtling der Königin, der ſogenannte Friedensfürſt, Godoy. Dieſer Emporkömmling, lüſtern nach einem Throne, ſchlug Napoleon vor, ein Glied ſeiner eigenen Familie auf den ſpaniſchen Königsthron zu ſetzen. Ein Vertrag wurde abgeſchloſſen; anſcheinend zur Belagerung von Gibraltar rückten franzöſiſche Truppen in Spanien ein; die beſten ſpaniſchen Regimenter unter General Romana mußten dagegen nach Deutſchland. Eine franzöſiſch-ſpaniſche Armee unter Junot drang in Portugal ein, um dieſes Reich wegen ſeiner Allianz mit England zu ſtrafen; Liſſabon wurde genommen; der Hof flüchtete ſich nach Braſilien.

Somit waren wir in Spanien als Alliirte, aber hart auf der Wacht vor dem Kommenden. Auf den 15. Januar 1808 verließen wir Vittoria und ſetzten uns gegen Valladolid in Bewegung. Die ganze Armee Duponts konzentrirte ſich dort. Der Unterſchied zwiſchen Caſtilien und dem Baskenland iſt faſt noch ſchroffer, als der zwiſchen letzterer Provinz und Frankreich. Welch häßliches Land — dieſes Caſtilien! — weite öde Hochebenen ohne Kultur; elende Hütten aus Lehm gebaut; verlumpte, ſchmutzige

Bewohner, dabei ekelhaft stolz — das ist das Bild Castiliens. In der That giebt es nichts Lächerlicheres als dieser Castilianische Hochmuth. Schaut einmal den Hidalgo an, drapirt in seinem abgeschabenen Mantel, die Paziercigarre im Mund; er hat mit einer Handvoll Kraut dinirt; er ist arm wie eine Kirchenmaus, aber stolz wie ein König. Bewundert dort die Unterhaltungen jener adeligen Familie; sie lungert in der Sonne und jagt die kleinen Geschöpfe, die zu Tausenden auf ihren Köpfen herumhüpfen; sie schaut den Fremdling verachtungsvoll an — sie verhungert eher, als daß sie arbeiten möchte.

Unsere Straße führte über Miranda nach Burgos, dieser berühmten Stadt, dem Sitz eines Erzbischofs; ich werde später genug davon zu sprechen haben. Endlich wird Valladolid erreicht, eine große schlecht gebaute Stadt, fast so viel Klöster als Häuser, fast so viel Priester und Nonnen als Einwohner. Was diese Geistlichen am meisten mißstimmte und folglich auch die Einwohner gegen uns reizte, war, daß man, beim gänzlichen Mangel an Kasernen, die Truppen in die geräumigen Klöster unterbrachte. So waren fast alle Klöster Valladolids in Militärquartiere oder Spitäler umgewandelt. Der Offizier war beim Bürger einquartirt, wir empfingen die Lebensmittel in natura und vereinigten uns zu 5 bis 6, um Ordinäre zu machen. Wir lebten ziemlich schlecht und langweilten uns wie die Obelisken.

Ich war bei einem großen Herrn einquartirt, Don Francesco de B., dem ich zu gefallen schien. Oft frühstückte ich mit meinem Kameraden bei seinem Quartierträger, einem Erzbischof von

Peru oder Mexiko; es war ein großes Haus; es ging für einen geistlichen Hof recht lustig dabei zu. Auch einen schweizerischen Pastetenbäcker entdeckten wir in Valladolid; wir sprachen ihm fleißig zu. Abends schleppten wir unsere Langweile ins Theater.

Ende jeder Woche war große Parade vor dem kommandirenden General; wir stellten uns auf einer großen Ebene, eine Stunde von der Stadt, auf; nach der Revue folgten Kriegsübungen bis zur einbrechenden Nacht. Bei einer dieser Uebungen wurde unser Divisionsgeneral vor der Front unseres Bataillons getödtet; ein Soldat der Gegenpartei schoß nachlässiger Weise seinen Ladstock ab, der ihn durchbohrte. Sein Leichenbegängniß war prachtvoll.

Am 25. Februar gab es eine große Neuigkeit für mich. Der Oberst versammelte die Offiziere nach dem Exerziren und theilte uns die neuen Beförderungen mit. Zu meinem freudigen Erstaunen erfuhr ich mein Avencament zum Hauptmann, datirt vom 8. Januar 1808.

Bereits begann sich in Valladolid das Volk zu regen; man drohte mit der Niedermetzelung der Franzosen. In einer dieser Emeuten war ich ein Haupt-Akteur, deßhalb spreche ich davon; ich kam von der Kaserne her, als ich den Ruf vernahm: „Aux armes, aux armes! on massacre les français!“ Ich drang mit einigen Offizieren auf den Platz Major. Ein Pöbelhaufe verfolgte einige unbewaffnete Soldaten; sie hielten bei uns und keuchend sagten sie uns, ein Sergeant und mehrere Soldaten unseres Regiments seien tödtlich verwundet worden. Wir riefen dem Pöbel zu, er solle sich zurückziehen; die Rasenden verhöhnten

uns; wir zogen die Säbel und drangen auf sie ein. Mein erster Hieb trennte ein Ohr und die halbe Wange eines Spaniers von seinem Haupte. Die Wache kam heran und rettete mich aus dem wüthenden Haufen, der mich umtobte. Weitere Truppen rückten herbei; schon senkten sich die Läufe, um Feuer zu geben; die Soldaten wünschten einen Konflikt — als der Alcalde mit der ganzen Geistlichkeit in Prozession herbeikam und den Frieden wieder herstellte.

Die Bevölkerung Valladolids war durch die Priesterschaft grenzenlos erbittert gegen uns; noch wußte man nicht, in welcher Absicht wir hier seien: man mißtraute uns aber.

Kurze Zeit darauf brach die berühmte Revolution von Aranjuez aus, welche mit einem Schlage unsere Verhältnisse in Spanien änderte. Die spanischen Granden wollten die Herrschaft des Friedensfürsten nicht länger ertragen; sie verständigten sich mit dem Prinzen Ferdinand von Asturien, dem Sohn des Königs, entthronten den letztern, kerkerten den Günstling ein und erhoben den genannten Prinzen zum König. In Madrid plünderte das Volk den Palast Godoy's und die Häuser seiner Anhänger. Ganz Spanien jubelte zu dem gelungenen Staatsstreich. Die Spanier wußten so wenig, warum wir eigentlich im Lande waren, daß sie uns als die Urheber dieser Revolution betrachteten und uns als Befreier begrüßten.

Alle Behörden gaben uns Feste, um das glückliche Ereigniß mit uns zu feiern. Allein die Täuschung sollte bald schwinden. Napoleon schritt gegen diese Revolution ein. Die zwei ersten

Divisionen unseres Korps erhielten den Befehl, nach Madrid zu marschiren. Murat begab sich ebenfalls dahin mit Truppen; ebenso rückte Moncey, mit seinem Korps heran. Ein anderer Heerhaufen drang von Perpignan her in Katalonien ein. Ferdinand in der Mitte der französischen Armee, wurde mehr als Gefangener, denn als König von Spanien behandelt und mußte den Richterspruch Napoleons erwarten, der sich nach Bayonne begab.

Eines Abends, als ich von einem Ball heimkehrte, den der General Lacuste, der General-Kapitän von Castilien, gab, fiel ich ernstlich krank; beinahe einen Monat lang lag ich auf meinem Bette ohne andere Pflege als die meines braven Burschen, der aber ein schlechter Krankenwärter war. Die Aerzte ließen mir zu Ader am Kopf und an den Füßen und gaben mir Gerstenschleim als einziges Getränk. Langsam erholte ich mich. Nur halb genesen folgte ich meinem Bataillon nach Madrid. Wir marschirten über Penefiel nach Segovia, einer alten Stadt, berühmt durch ihren Aquäduct und den maurischen Palast, in dem sich eine Artillerieschule befand. [1]) In Segovia erhielten wir die Marschrichtung nach dem berühmten Königsschloß Escurial. Wir überschritten die berühmten Päße von Somma-Sierra, die Verbindung zwischen beiden Castilien. Neu-Castilien ist das Centrum der Monarchie, eine der größten Provinzen, besser angebaut als Alt-Castilien; die Bewohner sind weniger schmutzig, weniger bettelhaft und umgänglicher.

---

[1]) Anmerkung: Der Alcazar, in letzter Zeit durch eine Feuersbrunst zerstört.

Im Escurial hatten wir einen Ehrendienst. Karl VII. feierte die Osterfesttage dort. Prinz Murat machte ihm häufige Visiten. General Mouton, der uns kommandirte, verließ ihn fast nicht. Die ganze Division, sowie einige Reiterdetaschements, bewachten ihn mit stets geladenen Waffen und alles das, damit der arme Greis seine Krone wieder nehme und seinen Sohn wieder absetze.

Wir wurden dem König und der Königin vorgestellt. Der König ließ uns Revue passiren und gab jedem Soldaten eine Gratifikation von 20 Sols um auf seine Gesundheit zu trinken. Das war im Monat April; bald darauf reiste der gute Mann nach Bayonne, wohin auch sein Sohn beordert wurde, damit ihre Zwistigkeit durch den Machtspruch Napoleons geschlichtet werde. Dieser behauptete, alle beide hätten Unrecht, zwang beide zur Entsagung und gab die Krone Spaniens seinem Bruder Joseph, König von Neapel.

Allein alle diese Arrangements gefielen der Nation nicht sehr. Fast jede Nacht geschahen Angriffe auf unsere Schildwachen und andere Mordanschläge. Ich wußte auch davon zu erzählen. Eines Abends, als ich den Hauptmann Mohr, der sich unwohl fühlte, nach Hause begleitete, wurden wir von sechs Hallunken angefallen; Hauptmann Mohr, der einen Schlag auf den Kopf erhielt, konnte sich in ein Haus retten; ich vertheidigte mich mit meinem Säbel, wurde jedoch niedergeschlagen und verdankte meine Rettung einer glücklicherweise herannahenden Patrouille. Mit Hülfe derselben gelang es mir, zwei der Meuchelmörder zu verhaften. Ich selbst war mit Contusionen aller Art bedeckt.

Am 2. Mai als die Revolte in Madrid ausbrach, hatten auch wir im Escurial eine kleine Bewegung, die jedoch bald unterdrückt wurde. Den Schluß bildete natürlich die Füsillade eines Dutzend Spanier.

Unsere Soldaten jagten eifrig im Wildpark des Escurials. Die Ordinäri strotzten von Wildpret; über uns blaute der schönste Frühlingshimmel Spaniens; wir fürchteten eine Sommer-Campagne der Hitze wegen.

Am 16. Mai erhielt ich das Kommando der 4ten Kompagnie des ersten Bataillons, indem ich den Hauptmann Mohr ersetzte. Die Kompagnie zählte 101 Mann unter den Waffen und 21 im Hospital.

Unsere Division bestund damals aus zwei Brigaden.

Erste Brigade.

3tes Bataillon des 5ten leichten Infanterie-Regiments	800	Mann.
1tes Bataillon des 2ten Schweizer-Regiments	900	„

Zweite Brigade.

5te Legion der Reserve	1200	„
1 Batterie Artillerie	150	„
Dragoner	150	„
	3200	Mann.

Um diese Zeit begannen die militärischen Operationen. Ge-

neral Dupont rückte mit zwei Divisionen in Andalusien ein; Marschall Moncey dirigirte sich mit allem, was er von fremden Truppen und neuen Formationen zusammenraffen konnte, auf Valencia.

Am 20. Mai übernahm General Frère den Befehl über unsere Division; am 6. Juni Abends erhielten wir die Nachricht des Aufstandes in Segovia, wo bei 18,000 Bauern sich vereinigt hatten. Unsere Kolonne marschirte darauf los; die 16 Stunden Entfernung wurden in einem Marsch zurückgelegt. Die Bauern erschracken, als sie uns so unerwartet herankommen sahen und ergriffen die Flucht; die Stadt, obwohl ziemlich befestigt, wurde mit dem Bajonnet genommen; mehrere Häuser giengen in Flammen auf; das Volk wurde entwaffnet; einige Führer verurtheilt und erschossen, und der Soldat wurde in die Klöster gelegt; die geistlichen Herren, die den Aufstand organisirt, sollten ihn ernähren. Ich erhielt mein Quartier in einem reichen Franziskaner-Kloster; der Laienbruder versorgte uns reichlich und gut mit Lebensmitteln; wir lebten wie die Fürsten und hätten uns dieses kleine Capua noch länger gefallen lassen, allein der Ruhm rief uns zu neuen Thaten.

Am 13. Juni verließen wir Segovia und kehrten uns nach Madrid. Dort wurde unser General Frère angewiesen, dem Marschall Moncey nach Valencia zu folgen. Kaum war die Stadt genommen, so sollten wir über Alicante, Murcia, Carthagena, Granada und Sevilla zu dem General Dupont in Cadix stoßen.

Doch alle diese Pläne wurden durch die Ereignisse durchkreuzt.

Die Hitze war während des Marsches fast unerträglich; das

wenige Wasser, das wir fanden, war schlecht und ungenießbar und erzeugte Krankheiten. Die angestrengten Märsche erschöpften unsere Kräfte; die kalten Nächte waren in den Bivuaks sehr empfindlich. Mehrere Soldaten erschossen sich, um ihre Leiden zu enden, andere starben am Weg. Obschon wir keinen Feind bis St. Clemente sahen, war doch das ganze Land im Aufstand und jeder Soldat, der sich nur eine Viertelstunde von der Kolonne entfernte, wurde niedergemetzelt durch die Bauern, die uns stets auf kurze Distanz folgten und sich geschickt im Korn und den Olivenwäldchen deckten. Von St. Clemente aus hatten wir eine höchst beschwerliche Expedition nach Belmonte zu machen, woselbst sich ein Insurgentenhaufen gesammelt. Das Nest wurde mit Kanonenschüssen und dem Bajonnet genommen. Wir fanden reichliche Erfrischungen dort. Wir erreichten unsere Division wieder im Lager von Iniesta; am andern Tag überschritten wir den Rio Gabriel; 12 Tage früher hatte hier Marschall Moncey die Schlacht bei den drei Bergen (wie man sie nannte) gegen die Armee von Valencia gewonnen. Wir konnten kaum begreifen, wie es möglich war, die überlegenen Kräfte der Spanier aus dieser gewaltigen Position zu vertreiben; unersteigliche Höhen; vor sich ein tief eingeschnittener Fluß; der einzige Zugang zur Front ein schwieriges und enges Defilee. Das spanische Schweizer-Regiment Trachsler wurde hier gefangen genommen; es war das einzige spanische Korps, das sich wirklich gut schlug.

Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß wir auch durch das berühmte Toboſa gekommen sind, aber umsonst suchten unsere Blicke die Dulcinea's; das Geschlecht scheint ausgestorben zu sein.

Endlich rückten wir in das Königreich Valencia ein; diese Provinz verdient mit Recht den Beinamen „Garten von Spanien". Die Kultur ist überreich; der Bauer macht mit geringer Mühe die reichsten Ernten in Wein, Korn, Olivenöl. Alles war hier billig. Beim Eintreffen in Requena hatten wir einige kleine Balgerien mit Patrouillen des Gegners; ernster waren die Gerüchte, die wir hier über eine Niederlage des Marschalls Moncey erfuhren. Des Abends erhielt unser General eine Mittheilung vom Marschall, was, da alle Verbindungen unterbrochen, nicht oft vorkam: er sei geschlagen und ziehe sich nach Cuença zurück, die ganze feindliche Armee rücke auf uns los.

Wir begannen am gleichen Abend noch unsern Rückzug, der ohne Unterbrechung bis Iniesta dauerte, bis wir uns in gleicher Höhe mit dem Marschall befanden.

Von dort gings rückwärts bis Aranjuez. Wir besuchten hier das schöne Kloster St. Jago, eines militärischen Ordens Sitz. Diese braven Ritter empfingen uns aufs freundlichste und übergaben uns einige Soldaten, die sie vor der Wuth der Insurgenten gerettet. Hier trafen wir auch einen Kameraden an, den famosen Ruedi E. Ermüdet war er zurückgeblieben bei einem Pfarrer und ließ sich während unseres Marsches dort pflegen. Er blieb zwölf Tage dort und wurde auf einem Maulthier und mit Lebensmitteln reich ausgestattet, zurückgesendet; jeder ehrliche Mensch wäre zehnmal ermordet worden; der Schlingel aber zog glücklich den Kopf aus der Schlinge.

Der Palast von Aranjuez, der Sommeraufenthalt der spanischen

Könige, hat meinen Erwartungen nicht entsprochen. Von dort gings nach Madrid, um den Einzug des Königs Joseph I. zu verherrlichen. Gerne vernahmen wir diesen Befehl; wir waren froh eine Campagne hinter uns zu haben, die, mühselig genug, uns viele Leute gekostet. Von meiner Kompagnie hatte ich zwanzig Mann theils durch Krankheiten, theils durch die Anstrengungen, theils durch die feindlichen Kugeln verloren.

Am 22. Juli marschirten wir in Madrid ein, um sofort dem neuen König als Eskorte zu dienen. Der Kanonendonner und das Glockengeläute begrüßten ihn; einiges Geld wurde unter das Volk geworfen, Abends brannten einige Lämpchen, um eine Illumination vorzustellen. Alles war ziemlich gering; nur wir waren glücklich, in eine große Stadt zurückkehren zu können mit reichen Ressourcen; zwei Monate Sold gingen in acht Tagen drauf.

Madrid war lange Zeit nur ein Landstädtchen, eine Besitzung der Erzbischöfe von Toledo; erst seit zwei Jahrhunderten ist es die erste Stadt des Königreichs geworden, und hat der uralten Stadt Toledo das Recht der Residenz geraubt. Madrid ist weitläufig und sehr bevölkert; es liegt in einem weiten Thal; befestigt ist es nicht. Die Straßen sind breit und gerade; große Plätze unterbrechen sie; überall ist Wasser; reiche Brunnen sprudeln fast in allen Straßen. Ebenso finden sich prächtige öffentliche Spaziergänge und Gärten. Die Gasthöfe sind nach französischem Muster. Der königliche Palast liegt an einem Ende der Stadt auf einem Hügel, dessen Hänge zum Manzanares sich verlieren; der Styl ist halb gothisch, halb maurisch, aber kaum

gefällig; in der nächsten Umgebung sind noch folgende königliche Paläste, Buenretiro, St. Ildefonso, la Casa de Campo, le Prado, Aranjuez et l'Escurial. An sonstigen palastähnlichen Gebäuden fehlt es in Madrid nicht.

Wir waren in einem Kloster einquartirt; wir fanden auch hier wieder, wie in allen Quartieren dieser Art, die gleiche Physiognomie, die weder zum bleiben, noch zum wiederkommen uns einlud. Ich habe oben schon gesagt, daß die Ersparnisse der Märsche hier in Wind gingen; leider brannten einige Reservefüchse mit durch. Wir vergaßen aber damit das Elend, das hinter uns lag und das Elend, das uns in der Zukunft vorbehalten.

Der König gab einen großen Stierkampf zum Besten. Detaschemente aller Regimenter, vor Allem das Offizierskorps waren eingeladen.

Diese Stierkämpfe sind bekanntlich ein Hauptvergnügen der Spanier. Jede Stadt hat ihre Arena; jedes Jahr bringt ihr solche Feste. Früher bekämpften Edelleute den wüthenden Stier; jetzt ist es ein Handwerk geworden; der Adel beschränkt sich auf das Zuschauen. Das Schauspiel war diesmal brillant, die Damenwelt im höchsten Putz, die Würdeträger der Krone in blendender Uniform, die bewegte Volksmenge — Alles ließ eigentlich vergessen, daß es eine elende Lust sei, ein Paar Stiere niederzumetzeln.

Die Theatervorstellungen waren unbedeutend; das spanische Drama beschäftigt sich namentlich mit der Epoche der Kämpfe gegen die Mauren, und oft artet das Ganze in eine wüste Klopffechterei mit flachen Säbelhieben aus.

Madrid war übrigens trübe, als wir dort waren; die großen Familien hatten sich zurückgezogen, die Bewohner zeigten sich wenig auf den Straßen; man sah nichts als unsere Soldaten und hörte nichts als unsere Trommeln und unsere Trompeten. Rings um die Stadt herum wurden Schanzen und Batterien gebaut.

Die Nachrichten aus dem Süden lauteten schlimm! Ueber General Dupont entlud sich das Gewitter, das uns zugedacht war. Vor Valencia hatte Marschall Moncey eine heiße Affaire; er warf den Feind, suchte aber umsonst in die Stadt einzudringen; ein Kartätschenhagel empfing ihn; Steine, siedendes Wasser, Geschosse aller Art wurden auf seine Truppen geschleudert; die Straßen waren mit haushohen Barrikaden gesperrt; kurz er mußte mit schwerem Verlust abziehen. — Dupont nahm unterdessen Cordova im Sturm und rückte gegen Sevilla vor; allein auch hier mußte er überlegenen Kräften weichen. Er verlor seine Zeit, ließ sich zu falschen Maßregeln verleiten; die Lebensmittel wurden ihm abgeschnitten; er zersplitterte seine Kräfte; endlich wurde er in einem engen Thal bei Baylen am 18. Juli umzingelt und zur Kapitulation gezwungen, in die er noch zwei seiner Divisionen einschloß, die durchaus nicht abgeschnitten waren, und von denen eine die Päße der Sierra Morena beherrschte. Zehntausend Franzosen streckten die Waffen; es ist wahr, es waren junge Soldaten, an Anstrengungen nicht gewöhnt, dem Krieg noch fremd, allein diese Truppen hätten bei guter Führung, wenn auch nicht siegen, doch den Weg sich öffnen können.

Am 26. Juli wurde das neue Königreich trotz der schlimmen

Neuigkeiten feierlich proklamirt; ich kommandirte ein Detaschement, 200 Mann meines Regimentes, das die Ordnung aufrecht erhalten und die Herolde beschützen sollte. Die ganze Geschichte war lächerlich und traurig. Das Volk antwortete mit „Viva Ferdinando", raffte aber gierig das Geld zusammen, das die Herolde auswarfen.

Zwei Tage darauf gieng das Ganze in die Brüche. Die spanischen Armeekorps von Andalusien und Valencia waren bis Aranjuez, acht Stunden von der Residenz, herangerückt. Unsere Armee, an sich schwach, schlecht organisirt und noch schlechter kommandirt (durch seine Majestät und den Marschall Jourdon als Major-General) sah keinen andern Ausweg als einen raschen Rückzug. Der wurde nun auch mit solcher Eile angetreten, daß wir 4000 Kranke und Verwundete in Madrid zurückließen. Die Magazine wurden der Plünderung der Soldaten Preis gegeben, die Arsenale theilweise zerstört, die Befestigungen dagegen unberührt gelassen. Die öffentlichen Kassen wurden geleert; was nicht auf die Fourgons geladen werden konnte, wurde den Soldaten geschenkt. Unser Bataillon kam in eine neue Division unter General Grouchy; wir bildeten die Nachhut. Die Armee begann ihren Rückzug am 29. Juli; wir erst am 1. August bei Tagesanbruch, begleitet von Flintenschüssen der spanischen Armee, welche auf der andern Seite der Stadt eindrang, von dem Jammergeschrei unserer zurückgelassenen Kranken und den Verwünschungen des Volkes, das uns mit Jubel fortziehen sah.

Wir hatten mehrere heftige Scharmützel bis Arranda de Douro, wo wir uns während zweier Tage stellten; dann wurde

der Rückzug bis Burgos fortgesetzt. Der König ließ uns Revue passiren und bezeugte seine Zufriedenheit; das Kompliment war wohl verdient; denn es war rein unmöglich, dümmer uns zu führen, als geschehen. Nirgends waren Lebensmittel gesichert, der Feind war auf unsern Fersen, das Land im Aufstand; unsere Nachzügler wurden ermordet; natürlich rächten sich unsere Soldaten; Alles wurde zerstört, die Häuser, die Ernten verbrannt, die Heerden, der Reichthum dieser Gegend, geschlachtet. In einem einzigen Dorf wurden bei 10,000 Schafe erwürgt. Unsere Pferde fielen zu Dutzenden, da jedes Futter mangelte, große Munitionsparks wurden in die Luft gesprengt, da die Transportmittel mangelten. Der Anblick war furchtbar prächtig; allein er rief nur neue Unordnungen in unserer Armee hervor.

Den 15. August, den Napoleonstag, feierten wir in einem kleinen verfluchten Nest. General Grouchy theilte uns mit, daß Verstärkungen im Herannahen seien, und daß wir Madrid bald wieder nehmen würden.

In der That war der Marschall Bessieres im Juli in Spanien eingedrungen; er hatte bei Rio-Secco mit 12,000 Mann 40,000 feindliche geschlagen und war bis Astorga vorgedrungen. Doch jetzt mußte er unserer rückgängigen Bewegung folgen und vereinigte sich mit der Armee des Königs bei Burgos.

Wir wurden in sein Korps eingereiht mit dem 2ten Bataillon des dritten Schweizer-Regiments; (Brigade Lefebre, Division Merle). Dieses Armeekorps sah bedeutend besser aus, als das, welches wir verlassen. Das Plündern war strenge verboten; der Soldat erhielt seine Lebensmittel; überall herrschte Ordnung.

Die ganze Armee nahm eine Defensivstellung hinter dem Ebro, um die weitern Verstärkungen abzuwarten. Wir waren beständig in Bewegung. Märsche und Contre-Märsche folgten sich. Am 21. August stunden wir im Lager von Crisalegne bei Pancorvo und bald nachher in dem von Quintanilla, zwischen Breviesca und Miranda. Während dreier Wochen waren wir beständig auf den Vorposten und oft in Raufereien mit dem Feind. Ich hatte mich in Madrid beritten gemacht. Nachdem der König aus dem Leibstall die besten Pferde ausgewählt, wurde der Rest den Soldaten überlassen; ich kaufte von ihnen einen alten Andalusier. Unglücklicherweise wurde ihm beim ersten Nachtmarsch durch ein Bajonnet das eine Auge ausgestochen. Die Rationen, die ich ihm geben konnte, gefielen ihm nur halb, er magerte zum Entsetzen ab und erlangte dadurch den Spitznamen: die Laterne. Auf dieser Rosinante, die nur den Schritt und den Galopp kannte, suchte ich nun in der Umgegend nach Lebensmitteln. Eines Tages hatte ich mit Kamerad H. ein charmantes Abenteuer; zwei Stunden vom Lager stund ein kleines Nonnenkloster. Wir kamen an dessen Pforte an, als drei bis vier Nönnchen, von denen zwei jung und schön, uns flehend aufforderten, wir sollten sie vor der Wuth der Soldaten retten. Abgesessen — Säbel 'raus; wir drangen hinein und jagten die Plünderer mit flachen Hieben durch die Gärten. Nun wurden wir als Retter empfangen und mit Confituren und süßem Wein bewirthet. Seit diesem Tage wiederholten wir unsere Besuche so oft als möglich, und stets waren wir willkommen.

Ich hatte auch einige Expeditionen schwierigerer Natur zu besorgen. Die Stadt Una in den Schluchten, welche aufwärts sich zogen, diente den Insurgenten als Zufluchtsstätte. Ich sollte mit 200 Mann dieselben von dort vertreiben. Ich marschirte des Abends ab; die ganze Nacht hindurch klimmten wir auf schlechten, vom Regen ausgewaschenen Bergpfaden empor, und Morgens 6 Uhr standen wir dem Nest gegenüber. Der Feind hatte aber Wind von unserm Herannahen gehabt und war uns ausgewichen trotz der vortheilhaften Lage des Ortes und den Befestigungen. Wir hatten es nur mit der Nachhut zu thun; in dem weitläufigen Dominikanerkloster nahm ich einen Transport von Lebensmitteln und Waffen weg. Während meine Leute sich erfrischten und ich einige Verhaftungen vornehmen ließ, kam die ganze Umgebung in Alarm; die Sturmglocken heulten ringsum; bewaffnete Bauern krönten alle Anhöhen. Unser Rückzug war schwierig genug, und ich verlor durch Flintenschüsse mehrere meiner Leute, ohne mich rächen zu können.

Am 12. September hatte unser Bataillon in den gleichen Schluchten noch einen viel ernstern Kampf zu bestehen. Wir glaubten, nur einige Insurgenten vor uns hertreiben zu müssen, und stießen plötzlich auf eine feindliche Division von fast 6000 Mann. Ich führte die Avantgarde und die Tirailleurkette; meine Kompagnie zeichnete sich brillant aus, indem sie den viel stärkern Feind aus seinen Stellungen warf. Unser Bataillon zog sich gut aus der Affaire; umsonst suchten uns die Feinde den Rückzug abzuschneiden. Wir warfen sie mit dem Bajonnet von den Höhen.

Die Jahreszeit der Regengüsse begann nun und mit ihr begnanen die Krankheiten in den Bivuaks, andererseits ließ uns der Feind keine Ruhe. Wir verließen unser feines Lager bei Quintanilla und bezogen Kantonnements um Miranda. Aber welche Kantonnirung? Täglich mußten wir sie wechseln, täglich hatten wir hart an ihnen Raufereien und Gefechte, die alle aufzuzählen zu weit führen würde. Oft streiften wir bis Bilbao, das wir drei — vier Mal nahmen und verloren. Ich will hier nur die letzte Affaire erwähnen, die der König in Person kommandirte. Wir jagten den Feind vor uns her, besetzten die Höhen und schickten uns an, die Nacht in einem schönen Dorf zuzubringen. Auf einmal verbreitet sich der Alarm, daß Romana (zurückgekehrt aus Deutschland) mit überlegener Macht uns den Rückzug abschneiden werde. Der Generalmarsch rollte; Alles brach auf; wir setzten uns 6 Uhr Abends in Marsch auf entsetzlichen Bergpfaden, in einer Finsterniß, die man mit dem Messer hätte schneiden können, und begrüßt von spanischen Flintenschüssen, um Vittoria zu gewinnen. Die Artillerie konnte nicht mehr folgen; man vernagelte sie und ließ sie stehen. Um Mitternacht war die ganze Armee in vollständiger Auflösung. Wir steckten bis in die Kniee im Koth und kamen nicht mehr vorwärts. Das war der berüchtigte Nachtmarsch. Ich schloß mich mit mehreren Offizieren an unsere Fahne an; wir sammelten so viel als möglich unsere Soldaten um uns und zündeten ein großes Feuer an, um den Morgen abzuwarten. Bei Tagesanbruch gelang es, unsere Division beim nächsten Dorf zu sammeln. Man erholte sich vom nächtlichen Schrecken; wir kamen

mit der ausgeſtandenen Angſt und dem Verluſt eines Theils unſerer Artillerie, unſerer Fourgons und unſerer Bagage davon. Tags darauf bezogen wir die berühmte Poſition „auf dem Königsberge“, wo wir während zweier Tage im Bivuak, im Regen, mit geſpanntem Hahn den Feind umſonſt erwarteten. Einige Tage ſpäter ließ uns ſeine Majeſtät, der König von Spanien, Revue paſſiren und ſprach uns, wie gewohnt, ſeine Zufriedenheit aus.

Es iſt mir unmöglich alle die Gräuel zu ſchildern, welche die Spanier täglich an einzelnen Nachzüglern, an Kranken und zurückgebliebenen Verwundeten ausübten. Ich will jedoch hier erzählen, wie ſich ein Sergeant meiner Kompagnie rächte. Während des Marſches nöthigte ihn ein natürliches Bedürfniß zurückzubleiben. Wie er wieder zur Kolonne kömmt, bemerkt er, daß er ſeine Uhr dort gelaſſen; er bittet einen Soldaten dieſelbe zu ſuchen. Unterdeſſen kommen wir im Bivuak an, und der ausgeſandte Burſche iſt nicht zurückgekehrt. Der Sergeant, beunruhigt über ſein Schickſal, verlangt die Erlaubniß, mit ſechs Mann ihn aufzuſuchen. Er geht ab und findet an dem bezeichneten Ort acht Bauern um den Leichnam des Armen; ſie hatten ihn ermordet. Drei der Bauern können ſich retten, fünf werden eingefangen. Er läßt ſie niederknieen und vier erſchießen, einen nach dem andern, den fünften jagt er mit Fußtritten und Kolbenſtößen fort, damit er ſeinen Landsleuten erzählen ſolle, wie ſich die Franzoſen rächten. So wurde dieſer Krieg geführt.

Die Verstärkungen der großen Armee aus Deutschland her, begannen in die Linie zu rücken vom Anfang Oktobers an; der König und sein Hof in Vittoria wagten wieder Athem zu schöpfen. Wir gingen wieder zur Offensive über. Unsere Division rückte von Neuem auf Miranda vor; von dort wurden wir nach links detaschirt, um dem Marschall Ney die Wegnahme von La Guardia und Lagrono zu erleichtern. Am 26. Oktober standen wir vor Lagrono. Der Marschall Ney focht bei Viana; bei 25,000 Spanier, die Armee des Centrums, unter Castanos, wurden aus einander gesprengt. Der Marschall Lefebre schlug gleichzeitig die baskische Armee und nahm Bilboa am 31. Oktober.

Anfangs November hatten beide Armeen folgende Stellungen.

Französische Armee.

Armee von Catalonien.

Italienische Truppen und das 7te Armeekorps unter General Gouvion-St. Cyr und General Duhesme:
in Barcelona und Catalonien.

Armee von Navarra.

Der Marschall Moncey,
der Marschall Lannes:
in Arragon und Navarra.

Centrum.

Der Marschall Ney,
der Marschall Bessieres:
in Castilien und Navarra.

Rechter Flügel.

Marſchall Lefebre,
Marſchall Victor.
in den baskiſchen Provinzen.

Spaniſche Armee.

Rechter Flügel.

Armee von Catalonien	25,000 M.
= = Saragoſſa	10,000 =
= = Granada	20,000 =
	55,000 M.

in Catalonien und Arragon.

Centrum.

Armee von Caſtilien und Andaluſien	65,000 M.
= = Arragon	15,000 =
	80,000 M.

in Caſtilien, Arragon und Navarra.

Linker Flügel.

Armee von Galizien und Leon	10,000 M.
Linientruppen	40,000 =
	50,000 M.

von Burgos bis an die Grenze.

Ah welch ſchönes Land bei Lagrono und Aro! Wir hatten

zwar ein paar kleine Gefechte dort, allein an Lebensmitteln Ueberfluß und vor allem einen prächtigen Wein. Acht Tage hausten wir in diesem Landstrich; wir erhielten sogar Quartierbillets, was seit Langem nicht mehr geschehen. Ich kam mit zwei Kameraden zu einem Pfaffen, der uns jede Erfrischung verweigerte. Nachdem meine Geduld erschöpft war, ließ ich durch die Soldaten das Haus ein wenig untersuchen. Der Pfarrer behauptete nun einen Sauvegardepaß zu besitzen, der ihm von einem französischen Offizier gegeben worden sei. Er brachte das Papier. Allein wie lachten wir, als wir Folgendes lasen:

„An die französischen Offiziere, welche das Unglück haben „beim Herrn Pfarrer — — — logirt zu sein!

„Ich beklage von ganzem Herzen alle, welche das Unglück „haben, in dieser elenden Barracke einquartirt zu sein; denn der „Pfaffe ist der ärgste Ostgothe, der je die Soutane getragen. In„dessen bemerke ich Ihnen als guter Kamerade, daß, insofern der „Herr Pfarrer allzu stettig ist, 20 Bocksschläuche voll guten Wei„nes hinter einer vermauerten Pforte im Hofe links beim Ein„gang sich befinden. Ebenso finden sich da noch andere Lebens„mittel.

„Gebt den Wisch dem Herrn Pfarrer wieder zurück, damit er „auch andere Kameraden auf den richtigen Weg führen möge.

„Ich habe die Ehre ꝛc."

Der Wink wurde verstanden, der Wein gefunden; wir verließen am andern Tag seelenvergnügt die Barracke, aber schwerlich begleitet von den Segenswünschen des Herrn Pfarrers.

Wir vereinigten uns mit Marſchall Beſſieres bei Miranda am 7. November; am 9. hatten wir eine ſcharfe Rekognoszirung auf der ganzen feindlichen Linie und am 10. griffen wir die Armee von Eſtremadura bei Gamonel unweit von Burgos an. Unſere Kavallerie warf ſich auf die ſpaniſche, welche die Flügel ihrer Infanterie deckte. Sie wurde auf dieſelbe geworfen. Unſere Infanterie, die Gewehr im Arm, den feindlichen Batterien gegenüber geſtanden, benützte den Moment; wir gingen im Sturm vor und trotz ihres wüthenden Widerſtandes, da ſie aufgeſtachelt waren durch die Prieſter, die, das Kreuz in der Fauſt, an die Spitze der Pelotons ſich geſtellt hatten, zerſprengten wir ſie im Nu. Alles flüchtete wild durch einander, die Spanier warfen Mäntel und Waffen weg, um uns zu entkommen. Unſere Kavallerie ſäbelte ſie entſetzlich zuſammen. Burgos wurde im Sturm genommen; die Einwohner, die gehofft hatten, die ſiegreichen ſpaniſchen Truppen begrüßen zu können, flüchteten ſich mit ihren Koſtbarkeiten in die Kirchen. Die Stadt wurde der Plünderung geweiht; mehrere Quartiere gingen in Flammen auf. Die Suppe war gekocht, die Tiſche waren gedeckt; wir ließen uns nicht zwei Mal bitten.

Burgos hatte ſein Schickſal verdient; mehrere hundert Kranke und Bleſſirte, die wir bei unſerm Rückzug in den Spitälern gelaſſen, waren aufs Gräßlichſte niedergemetzelt worden. Es ſollte ein Exempel ſtatuirt werden.

Indeſſen iſt ritterliche Großmuth die Pflicht jedes Soldaten, namentlich gegenüber dem ſchönen Geſchlecht. Ich hatte Gelegenheit dazu in Burgos. Während der Gräuel der Nacht ging ich

mit meinem Lieutenant L. durch die Straßen. Vor einem Palast sah ich zwei Schildwachen; gleichzeitig hörte ich aber drinnen gellendes Geschrei nach Hülfe; ich erkannte weibliche Stimmen. Wer logirt hier? fragte ich die Schildwache. Der Divisionsgeneral H., antwortete sie. Das Geschrei verdoppelte sich, wir drangen in das Haus, trotzdem daß die Wache uns den Eintritt verwehren wollte. Was fanden wir? Ein paar Hallunken von Soldaten hatten, um ungestörter plündern zu können, zwei ihrer Helfershelfer als Schildwachen an die Thüre placirt; eben wollten sie ein paar Frauen Gewalt anthun; wir verjagten die Unholde mit Säbelhieben und retteten die armen Geschöpfe aus ihren Händen. Sie baten uns kniefällig bei ihnen Quartier zu nehmen, um auch ferner geschützt zu bleiben.

Der Kaiser traf den 11. November in Burgos ein und stieg im erzbischöflichen Palaste ab; er trieb in voller Thätigkeit Korps um Korps auf der Straße nach Madrid vorwärts. Am 12. inspizirte er unser Korps und bezeugte uns seine Zufriedenheit; Marschall Soult übernahm den Oberbefehl über uns. Marschall Bessieres erhielt das Kommando der gesammten Kavallerie. Der Kaiser war sehr freundlich; er sprach mit allen Hauptleuten und mit vielen Unteroffizieren und Soldaten. Nach ihm kam der General-Oberst der Schweizer, Marschall Lannes, der sich um Alles bekümmerte bis in die kleinsten Details. [1])

---

[1]) An diesem Tage vertauschte ich meinen eckigen Andalusier gegen ein Maulthier. Ein guter Sattel, ein gefüllter Mantelsack

Nach der Revue defilirten wir vor dem Kaiser. Meine Kompagnie zählte 3 Offiziere und 58 Mann; wir marschirten unmittelbar nachher ab. Der darauf folgende Nachtmarsch war einzig in seiner Art. Unsere Soldaten hatten Wachskerzen — die schwere Menge — in Burgos gefunden und wie es dunkelte, wurden sie angezündet; die Nacht war windstill; so marschirten 15,000 Menschen mit eben so vielen angezündeten Kerzen als eine mächtige Prozession.

Am 11. November schlugen Victor und Lefebre den Spanier Romana auf das Haupt bei Espinosa; dann dirigirten sie sich gegen die Straße von Madrid.

Marschall Soult erzwang die Päße von Regnosa und die Verschanzungen, die sie vertheidigten; wir machten viele Gefangene und verbrannten einen großen Theil der feindlichen Bagage, Munition ꝛc. Am 16. marschirte die erste Division unseres Korps auf St. Ander; wir schwenkten gegen Terralavego ab und marschirten über Santillana und Cumillas auf St. Vincent. Der Feind hatte eine gewaltige Stellung auf den Anhöhen, in der Front gedeckt durch eine Meerzunge; allein er hatte eine alte lange und schmale Steinbrücke über dieselbe nicht zerstört. Die Kanonade begann. Das zweite Bataillon des siebenten leichten Regi-

---

hinten, ein Bocksschlauch vorn, der seine 20 Bouteillen Wein faßte — vervollständigten das Equipement. Mein kleiner Langohr war ein höchst verständiges und nützliches Mitglied meiner militärischen Haushaltung.

ments überschritt dieselbe trotz des heftigen Feuers und griff den Feind an; die übrige Division unterstützte die Attaque und bald floh der Feind, seine Artillerie im Stich lassend, ebenso seine Fahnen und viele Gefangene. Im Hafen nahmen wir einige englische Transportschiffe, die mit Waffen und Bekleidungsgegenständen für den Feind beladen waren.

Unser Korps besetzte die Umgebungen von St. Vincent, um den Feind aus dieser Gegend gründlich zu vertreiben und um weitere Ordres abzuwarten. Eine unserer Divisionen ging bis Oviedo vor.

Dieser Theil Asturiens ist wild und ohne Kultur; steile nackte Höhen, tiefe Schluchten, dann einzelne Waldegründe. Das Klima ist mild; wir hatten Ende Novembers wahre Frühlingstage. Die wenigen Bewohner treiben Viehzucht. Mais ist ihre Hauptnahrung. Der Wein mangelt fast gänzlich.

Die Trümmer der feindlichen Armee sammelten sich in den Bergen wieder. Wir hatten daher mehrfache Streifzüge gegen sie zu machen. Einen solchen hatte ich mit sechzig Mann auf fast sechs Stunden hin zu unternehmen. Unterwegs wurde ich angegriffen; ich warf den Feind und in dem Ort, wohin ich beordert worden, fand ich Lebensmittel, mit denen ich meine Saumthiere belud. Allein als ich zur Division zurückkehrte, schüttelte mich ein gewaltiger Fieberfrost, und um meine üble Lage zu vervollständigen, mußten wir in der Nacht noch aufbrechen, trotz Regen und Sturm. Ich hüllte mich in eine Decke und einen großen spanischen Mantel und ließ mich in Gottes Namen von meinem treuen Maulthier weiter tragen.

Es ging auf das Königreich Leon zu; der Feind sammelte sich dort, unterstützt von englischen Streitkräften. Die Bergzüge sind in dieser Richtung steil; die Wege waren entsetzlich schlecht, die Witterung nicht minder. Wir verloren einzelne Soldaten, die in den Bivuaks erfroren. Ich selbst litt am Fieber, und wir alle waren froh, als wir nach sechs Tagen Gebirgsmärschen endlich bei Saldana in die Ebene kamen.

Der Marschall Soult nahm am 8. Dezember dort sein Hauptquartier; unser Korps wurde in der Umgegend kantonnirt. Unsere Division, deren Kommando der General Mermet übernommen hatte, gab den Dienst im Hauptquartier; wir hatten uns in einem prächtigen Kloster einquartirt. Während der drei Wochen, die wir hier verbrachten, hatten wir keine andere Beschäftigung als Manövres und Sorge für Kleidung und Schuhe, deren unsere Soldaten sehr bedürftig waren.

Während dieser Zeit hatten auch Lannes und Moncey in ihren Provinzen gesiegt und die berühmte Belagerung von Saragossa begann. Am 30. November hatte Marschall Victor die Päſſe der Somma-Sierra erstürmt und am 2. Dezember stund der Kaiser vor Madrid; am 4. wurde dieses übergeben. Am 15. Dezember vereinigte sich der englische General Moore, der von Lissabon kam, in Salamanca mit dem General Baird, der bei Corunna gelandet war. Die englische Kavallerie streifte bis zum Escurial und gegen Valladolid. Der englische General ging über Medina de Rio Secco gegen Soult vor; mit ihm marschirte die spanische Armee. Wir waren auf der Rehbürsche, die ausgezeichnet ist in

ments überschritt dieselbe trotz des heftigen Feuers und griff den Feind an; die übrige Division unterstützte die Attaque und bald floh der Feind, seine Artillerie im Stich lassend, ebenso seine Fahnen und viele Gefangene. Im Hafen nahmen wir einige englische Transportschiffe, die mit Waffen und Bekleidungsgegenständen für den Feind beladen waren.

Unser Korps besetzte die Umgebungen von St. Vincent, um den Feind aus dieser Gegend gründlich zu vertreiben und um weitere Ordres abzuwarten. Eine unserer Divisionen ging bis Orviedo vor.

Dieser Theil Asturiens ist wild und ohne Kultur; steile nackte Höhen, tiefe Schluchten, dann einzelne Waidegründe. Das Klima ist mild; wir hatten Ende Novembers wahre Frühlingstage. Die wenigen Bewohner treiben Viehzucht. Mais ist ihre Hauptnahrung. Der Wein mangelt fast gänzlich.

Die Trümmer der feindlichen Armee sammelten sich in den Bergen wieder. Wir hatten daher mehrfache Streifzüge gegen sie zu machen. Einen solchen hatte ich mit sechzig Mann auf fast sechs Stunden hin zu unternehmen. Unterwegs wurde ich angegriffen; ich warf den Feind und in dem Ort, wohin ich beordert worden, fand ich Lebensmittel, mit denen ich meine Saumthiere belud. Allein als ich zur Division zurückkehrte, schüttelte mich ein gewaltiger Fieberfrost, und um meine üble Lage zu vervollständigen, mußten wir in der Nacht noch aufbrechen, trotz Regen und Sturm. Ich hüllte mich in eine Decke und einen großen spanischen Mantel und ließ mich in Gottes Namen von meinem treuen Maulthier weiter tragen.

Es ging auf das Königreich Leon zu; der Feind ſammelte ſich dort, unterſtützt von engliſchen Streitkräften. Die Bergzüge ſind in dieſer Richtung ſteil; die Wege waren entſetzlich ſchlecht, die Witterung nicht minder. Wir verloren einzelne Soldaten, die in den Bivuaks erfroren. Ich ſelbſt litt am Fieber, und wir alle waren froh, als wir nach ſechs Tagen Gebirgsmärſchen endlich bei Saldana in die Ebene kamen.

Der Marſchall Soult nahm am 8. Dezember dort ſein Hauptquartier; unſer Korps wurde in der Umgegend kantonnirt. Unſere Diviſion, deren Kommando der General Mermet übernommen hatte, gab den Dienſt im Hauptquartier; wir hatten uns in einem prächtigen Kloſter einquartirt. Während der drei Wochen, die wir hier verbrachten, hatten wir keine andere Beſchäftigung als Manövres und Sorge für Kleidung und Schuhe, deren unſere Soldaten ſehr bedürftig waren.

Während dieſer Zeit hatten auch Lannes und Moncey in ihren Provinzen geſiegt und die berühmte Belagerung von Saragoſſa begann. Am 30. November hatte Marſchall Victor die Päſſe der Somma-Sierra erſtürmt und am 2. Dezember ſtund der Kaiſer vor Madrid; am 4. wurde dieſes übergeben. Am 15. Dezember vereinigte ſich der engliſche General Moore, der von Liſſabon kam, in Salamanca mit dem General Baird, der bei Corunna gelandet war. Die engliſche Kavallerie ſtreifte bis zum Escurial und gegen Valladolid. Der engliſche General ging über Medina de Rio Secco gegen Soult vor; mit ihm marſchirte die ſpaniſche Armee. Wir waren auf der Rehbürſche, die ausgezeichnet iſt in

dieſer Gegend, und in ähnlichen Vergnügungen beſchäftigt, als unſere Vorpoſten am 23. Dezember überraſchend angegriffen wurden. Die Lage des Marſchalls Soult war ziemlich kritiſch; ſeit vierzehn Tagen waren wir ohne Nachrichten vom Kaiſer; die Ordonnanzoffiziere, welche die Ordres zu bringen hatten, wurden aufgehoben. Soult nahm Stellung hinter dem Corionfluß. Unſere Poſition war ſchön. Die Engländer hätten ſich die Zähne daran ausgebiſſen. Am 23. Dezember war der General Moore bereits in Sahagun und wollte uns am andern Tag mit ganzer Kraft angreifen, da erfuhr er, daß Napoleon mit zwei Armeekorps Madrid verlaſſen habe und in Eilmärſchen heranziehe. Sofort begann er ſeinen Rückzug auf Benevent. Am 24. erhielt Soult den Bericht des Kaiſers, daß er herannahe und daß er (Soult) rückſichtslos auf den Feind losgehen ſolle. Am gleichen Abend begannen wir unſere Vorwärtsbewegung — Nachtmärſche, ſchlechtes Wetter, Durchwatten von angeſchwollenen Waldbächen, Schnee, verdorbene Wege hemmten unſeren Marſch; doch gings unaufhaltſam vorwärts. Eine ſpaniſche Diviſion, die wir erreichten, wurde ordentlich in Kochſtücke zuſammengehauen, Leon wurde im Sturm genommen; wir feierten daſelbſt den Sylveſterabend. Am 1. Januar 1809 rückten wir gegen Aſtorga vor und am 2. Januar nach einem neuen Gefecht, vereinigten wir uns mit der Armee des Kaiſers. Derſelbe ließ uns an ſich vorbei defiliren.

So waren wir den Engländern auf ihrem berühmten Rückzug gefolgt. Marſchall Soult folgte ihnen bis Corunna; täglich hatten wir Gefechte; bei Villa-Franca fiel der tapfere Reitergeneral

Colbert an der Spitze seiner Husaren; dieses Gefecht und das bei Ponteferrada waren glänzender als das bei Lugo, von dem ich gleich sprechen werde. Die Engländer, denen wir den Degen an die Rippen gesetzt hatten, wollten sich in dieser schönen Position halten, um Athem zu schöpfen. Sie hatten uns bisher Artillerie, Bagage, Verwundete und Kranke überlassen, so sehr beeilten sie ihren Rückzug. Eines Tages überraschten sie uns mit einer ächt englischen Kriegslist, die ihnen aber vollkommen glückte. Unsere Dragoner jagten dicht hinter ihnen her, das Terrain war ihnen ungünstig; große Verluste schienen unvermeidlich; da ließen sie ein paar Geldfourgons stehen, zerschlugen die Geldfässer, so daß die blitzenden Goldstücke auf die Straße rollten und gingen weiter; es sollen bei zwei Millionen gewesen sein. Unsere Reiter stürzten sich auf das Geld, wie sie es sahen, und beluden ihre Pferde damit. Die nachfolgenden thaten das Gleiche. Man verlor damit fast eine Stunde. Die Engländer benützten die Zeit, um eine vortreffliche Stellung zu beziehen.

Das Wetter war abscheulich, Regen, Schnee, Eis und Frost. Die Engländer brannten jede Wohnung hinter sich nieder und verwüsteten das Land. Wir hatten strenge Märsche zu machen; alle zwei Tage hatte unsere Division den Dienst als Avantgarde, also Bivuak und Flintenschüsse, keine Lebensmittel als eine Handvoll Kastanien und Eiswasser, um sich zu erfrischen.

Ich komme auf das Gefecht von Lugo zurück. Am 6. trafen wir vor der Position des Feindes ein; eine heftige Kanonade engagirte sich. Am 7. war unsere Armee konzentrirt und gegen

Mittag begann der Angriff; ein Bach deckte die Front des Feindes. An seinen Ufern wurde glänzend und blutig gestritten, allein, ich weiß nicht aus welchem Grund, der Marschall ließ die Tapfern nicht unterstützen. Die Nacht trennte endlich die Kämpfenden. Am andern Morgen standen wir uns wieder gegenüber, ohne einen Schuß zu schießen. Wir sollten am 9. einen Hauptangriff machen; mit Tagesanbruch war Alles bereit; allein die Engländer waren anderer Ansicht; in der Nacht waren sie abgezogen, und wir mußten ihnen folgen. Zerstörte Brücken und durchschnittene Wege, welche herzustellen waren, der angeschwollene Minho — kurz tausend Hindernisse hemmten uns und gaben ihnen einen Vorsprung von fast zwei Tagen. Erst bei Betanchos sahen wir sie wieder. Das Gefecht begann. Wir warfen sie aus der Stadt, sie ließen ihre Artillerie in unsern Händen.

Vor Lugo trafen wir das erste Bataillon des vierten Schweizer-Regiments, sowie das zweite unseres Regiments, beide waren mit Junot in Portugal gewesen und, in der Kapitulation eingeschlossen, nach Frankreich zurückgekehrt. Wir waren hier vier Schweizerbataillone bei einander, zählten aber zusammen nicht viel mehr als 1500 Mann. Wir sollten nach Beendigung der Campagne nach Frankreich zurückkehren; wir hofften, daß dieses bald geschehen werde, und unsere Erfolge schienen unsere Hoffnungen zu bestätigen, allein das Schicksal wollte es anders.

Betanchos ist eine hübsche kleine Stadt am Vereinigungspunkt der Straßen von Corunna und Ferrol. Die Schweizerbataillone sollten hier bleiben, um die wichtige Straße nach Ferrol zu bewachen.

Ich kommandirte die Feldwache, welche bei einer Mühle stund; der Herr derselben, ein großer Politikus und ein gutspanischer Patriot, hatte Lebensmittel in Hülle und Fülle. Meine Mußestunden waren der Besorgung der Küche gewidmet; mitten darin beschäftigt, erschreckte mich eine fürchterliche Explosion, tausendmal ärger als ein Ausbruch des Aetna und Vesuv. Einige Stunden später wußten wir, daß die Engländer ihr Pulvermagazin in Corunna gesprengt hatten, in dem vielleicht bei tausend Zentner Pulver lagen. In Betanchos fanden wir englische Käse und englisches Bier, Delikatessen, die uns die Engländer hinterlassen. Ebenso hatten wir Ueberfluß an Wein. Wir blieben daselbst bis zum 15.; dann folgten wir unserer Division. Die Engländer hatten sich Schritt für Schritt bis an die Höhen vor Corunna vertheidigt. Am 16. kam es zu einem allgemeinen Angriff. Unsere — die zweite — Division unter dem General Mermet bildete den linken Flügel, die erste unter General Merle das Zentrum, die dritte unter General Laborde den rechten Flügel. Der Marschall beabsichtigte eigentlich nur eine scharfe Rekognoszirung, denn noch waren nicht alle Truppen in die Linie gerückt; allein die Truppen erhitzten sich so im Kampf, und die Engländer widerstanden so energisch, daß ein allgemeines Treffen sich engagirte. Die beiden Armeen gingen zum Angriff auf einander los; man schlug sich mit fürchterlicher Erbitterung und wechselndem Erfolg. Der Kampf war auf dem linken Flügel am mörderischsten. Das Dorf Elviva wurde mehrmals genommen und verloren. Die Nacht erst trennte die Kämpfenden. Das Resultat war zweifel-

haft; wir hatten viele Leute verloren; unser Brigadekommandant war verwundet, der General Gantois getödtet. In der Nacht zogen die Engländer ab und schifften sich unter deren Schutze ein. Wir hofften auf den andern Tag, um die Entscheidung herbeizuführen, aber siehe — der Feind war verschwunden; wir konnten ohne Anstand bis auf die Höhen zunächst der Stadt rücken. Dort wurde eine große Batterie aufgefahren, welche die Rhede beherrschte und die feindliche Flotte scharf belästigte. In der Nacht gewann sie die Höhe des Meeres, und am 18. übergab der spanische Kommandant von Corunna die Stadt, welche ebenso sehr durch die Natur als die Kunst befestigt war.

Ich schätze den Verlust der Engländer von Astorga bis Corunna auf mindestens 10,000 Mann Gefangene, Verwundete und Getödtete. Ihre Leute waren nicht so abgehärtet wie wir, nicht so ans Bivuak gewöhnt und an Hunger; sie verlangten ihre guten vollgewichtigen Rationen alle Tage, und da sie ausblieben, so waren alle Straßen bedeckt, alle Häuser gefüllt mit ihren Nachzüglern. Sie verloren einen großen Theil ihrer Artillerie, viele Munitionswagen und wegen Mangel an Nahrung und fehlender Besorgung fast alle Kavalleriepferde. Sir John Moore, ihr Obergeneral, wurde getödtet, und der Stellvertreter verlor den einen Arm.

Ihre Einschiffung geschah in größter Unordnung; sie ließen viele Kranke und Verwundete zurück. Dennoch rühmen sich die Engländer ihres Sieges bei Corunna, und daß sie den Marschällen Ney und Soult wiederstanden hätten. Das Korps des erstern

stund seit Astorga gar nicht mehr ihnen gegenüber; es verfolgte die englische Kolonne, welche mit Romana gegen Portugal auswich; erst Anfang Februars kam es vor Corunna. Die Schiffe der Engländer konnten wegen ungünstigem Winde nicht vor dem 15. in den Hafen von Corunna gelangen; das war der Grund ihrer hartnäckigen Vertheidigung; sie mußten sich dieser Verlegenheit halber schlagen.

Die dritte Division besetzte die Stadt nach ihrer Uebergabe; die erste ging nach St. Jaques de Compostella, und die unsere marschirte auf Ferrol. Wir kehrten nach Betanchos zurück; den andern Tag erreichten wir Puente d'Cuma, ein hübsches kleines Nest; die Bewohner waren sehr zuvorkommend, hatten aber grimmig Angst vor uns; wir — drei Hauptleute — hatten zusammen ein Quartier erhalten; wie ich in das Haus trat, warf sich eine junge allerliebste Frau zu meinen Füßen und bat in den beweglichsten Tönen um ihr Leben. Ich gestand ihr meine menschlichen Gefühle und meine tiefe Hochachtung vor dem schönen Geschlecht, und so gelang es mir, sie und ihre Kinder zu beruhigen. Der Lohn dafür war ein feines Souper des Abends und ein lebhaftes Bedauern des Morgens beim Abschied.

Eine lange, nur schwer zu nehmende Brücke, schlechte Wege, ein höchst durchschnittenes Terrain, sehr leicht zu vertheidigen — das Alles ließ uns nur schwer begreifen, wie 10,000 Mann sich nach Ferrol hinein werfen ließen, statt sich hier zu schlagen. Allerdings waren die Mehrzahl Soldaten des Landsturms. Wir passirten die Nacht bei Neda und bei Tagesanbruch stunden wir vor

Ferrol nach einem Vorpostengefecht zu unsern Gunsten. Wir hatten keine andere Chance den Feind zur Uebergabe zu zwingen, als die Hoffnung ihm zu imponiren; unsere Feldgeschütze konnten sich mit seinen Dreißigpfündern nicht messen. Wie wir zu nahe an den Platz uns vorwagten, erlitten wir einigen Verlust durch das Feuer der Festung und das zweier Fregatten, die auf der Rhede lagen. Wir änderten die Stellung und forderten zur Uebergabe auf; wir suchten sie glauben zu machen, einige Transportwagen, die auf dem Gebirg sich zeigten, seien Theile eines herannahenden Belagerungstrains. Einige Haubitzen wurden auf der nächsten Anhöhe aufgepflanzt; wir drohen mit dem Sturm und sammeln Leitern und binden Faschinen — das wirkte endlich; am fünften Tag erfolgte die Uebergabe, nachdem einige kleine Ausfälle glücklich abgeschlagen worden. Am 25. zog der Marschall feierlich an der Spitze der Division ein, und der Feind sah mit großen Augen, wie schwach wir waren. Wir besetzten das Arsenal, entwaffneten die Armee und die Bewohner und sandten die gefangenen Bauern zu ihren ländlichen Arbeiten heim. Die Landbefestigungen von Ferrol sind unbedeutend, dagegen sind der Hafen und das Arsenal sehr schön; es waren fünf bis sechs Kriegsschiffe da im Wasser und mehrere auf der Werfte. In der Stadt fanden wir alle möglichen Ressourcen, deren wir sehr bedürftig waren; denn seit vier Monaten war Ferrol die erste Stadt auf unserm Durchmarsch, die nicht der Plünderung Preis gegeben wurde. Wir bedurften namentlich Schuhe und Hemden. Mein Quartier war ausgezeichnet, und drei Monate Sold gingen in den

vier Tagen flöten, die wir in Ferrol zubrachten. Am 29. Januar kehrten wir nach Betanchos zurück.

Das Wetter war schändlich; um so angenehmer überraschte mich bei meiner Ankunft in Betanchos eine Einladung zum Diner von Seiten des Platz-Kommandanten — das war unser Rudi E., welcher zurückgeblieben war; er folgte uns in kleinen Etappen und in Betanchos war er als Platzkommandant verwendet worden; er hatte die kluge Idee, uns einen Begriff von seiner Würde zu geben, indem er uns zum Essen einlud.

Galizien ist ein prächtiges Land voll reichen Wechsels. Der östliche Theil gleicht der Provinz Asturien und treibt namentlich Viehzucht; die andere Hälfte, besonders die Ufer des Minho, sind sehr fruchtbar und erzeugen einen trefflichen Wein. In einer andern Jahreszeit wäre unser Marsch sehr angenehm gewesen, jetzt kostete uns die Kälte, die wir auszuhalten hatten, viele Leute. Die Galizier gelten für entschlossene und kühne Leute; in einigen Thälern nähren sie sich nur von Kastanien und grünen Eicheln. Hier war der einzige Landstrich in Spanien, wo ich regelmäßige Kartoffelpflanzungen fand.

Unser Marsch ging auf St. Jago di Compostella, wohin wir am 5. Februar gelangten. Die Stadt ist als einer der ersten Wallfahrtsorte der ganzen katholischen Christenheit bekannt. Ich besuchte die Kirche und die Kapelle, in der die Knochen des heiligen Jakobus aufbewahrt werden; sie strotzte von Gold- und Silber-Geschenken aller möglichen frommen Herren und Herrscher. Die Spanier behaupten, die Augen ihrer Heiligen, die aus Dia-

manten beſtunden, hätten ſich während der Anweſenheit der verhaßten Franzoſen in Glas verwandelt; ich fürchte faſt, es dürfte ſich ſo verhalten, aber leider iſt das Wunder dieſer Wandlung ein ſehr begreifliches; viele dieſer ſilbernen Heiligen ſind damals auf die Wanderſchaft gegangen. Die Abſolution war dort um billiges Geld zu haben; ein vorzüglicher Garkoch machte jedoch beſſere Geſchäfte als die Kirche. Ich kaufte hier einen allerliebſten Hengſt; ein engliſcher Sattel nebſt gleicher Ausrüſtung, die ich um ein Spottgeld erhalten, zierten meinen Streitgaul; das ehrliche Maulthier, das mich bisher getragen, ward nun zum Transport der Bagage degradirt.

Oberſt von Caſtella verließ uns in Compoſtella, um nach Frankreich zurückzukehren; er ließ das Kommando der drei Schweizer-Bataillone dem Oberſten Tomaſſet vom dritten Regiment. Die Bataillone waren ſehr ſchwach, kaum 1500 Mann zählend. Unſer Bataillon hatte als Kommandant einen Herrn von Seedorf, das des dritten einen Herrn von Graffenried, das des vierten einen Herrn Ernſt, der ſoeben mit 400 Mann vom Depot angelangt war.

Während wir in Galizien umherſtreiften, begann Oeſtreich eine feindſelige Haltung gegen Frankreich anzunehmen. Napoleon begab ſich von Aſtorga nach Valladolid, verreiste am 17. nach Paris und von dort nach Deutſchland zur Eroberung von Wien und zum Sieg von Wagram, der den Frieden diktirte. Die ganze kaiſerliche Garde, mehrere unſerer beſten Diviſionen, ein großer Theil der Kavallerie und mehrere Marſchälle folgten ihm;

die Armee in Spanien wurde daher geſchwächt, ſie konnte ihre bisherigen Vortheile nicht verfolgen, ſie konnte die Anhäufungen des Gegners nicht mehr zerſtreuen und gleichzeitig alle Provinzen beſetzen.

Der gute König Joſeph war am 22. Januar in Madrid eingezogen, er wurde mit Freudenbezeugungen von ſeinen neuen Unterthanen empfangen. Marſchall Victor ſchlug die ſpaniſche Armee unter dem Herzog von Infantado bei Mela und einige Zeit ſpäter die unter Cueſta bei Madelin in Eſtremadura. Marſchall Lannes, der vor Saragoſſa kommandirte, nahm am 21. Februar die Ruinen dieſer Stadt nach der heldenmüthigen Vertheidigung von Palafox. Jedes Haus war in eine Feſtung verwandelt; man mußte die eine Hälfte der Stadt in die Luft ſprengen, um die andere zu nehmen. Die Mönche entflammten nicht allein die Bewohner zum Widerſtand, ſie bildeten ſelbſt Kompagnien und thaten Dienſt.

In Catalonien ſchlug Gouvion St. Cyr den General Reding bei Tarragona am 25. Februar.

So waren wir überall ſiegreich. Allein im Beginn Aprils nöthigte uns die Landung einer engliſchen Armee, die Verminderung der unſrigen, die Zwiſtigkeiten zwiſchen den Marſchällen und einige ſonſtige Unglücksfälle zur Defenſive für einige Zeit.

Ich kehre zu unſerm Korps zurück, das ich in Compoſtella gelaſſen; es wurde daſelbſt durch die Diviſion des Generals Heudelet vermehrt; es zählte in vier Infanterie- und drei Kavallerie-Diviſionen circa 22,000 Mann und war zur Eroberung Portugals beſtimmt, das wir von Norden her angreifen ſollten, wäh-

rend Marſchall Victor von Eſtremadura aus die portugieſiſchen Streitkräfte im Schache halten und ſich mit uns in Liſſabon vereinigen ſollte.

Wir verließen Compoſtella am 7. Februar und marſchirten über el Padron nach Portevedra, berühmt für die Feinſchmecker durch ſeine prächtigen Auſtern. Ich wurde mit zwei andern Hauptleuten bei einer alten Marquiſe von Monteleone einquartirt, welche am Anfang möglichſt unartig war. Am Ende mußte ſie uns doch ein ordentliches Souper ſerviren und geſtehen, daß die Franzoſen keine ſolchen Teufel ſeien, wie man ſie geſchildert. Prächtige Betten luden zur Ruhe ein; allein noch lag ich keine Stunde darin, als meine Ordonnanz mich weckte und mir den Befehl brachte, ich ſolle mich augenblicklich zum Diviſionsgeneral begeben. Derſelbe übertrug mir eine wichtige Miſſion und gab mir ſeine Depeſchen; zwei Jäger zu Pferd und ein Führer ſtunden bereit und hinaus ſtürmten wir in die ſchwarze Nacht; ein grimmiger Sturmwind peitſchte uns den ſtrömenden Regen ins Geſicht; der Koth war zum Verſinken — kurz lauter Umſtände, die einen anſtändigen Menſchen raſend machen könnten. Kaum hatten wir unſere Vorpoſten hinter uns, als uns das ſpaniſche — Quien Viva? — entgegen gellte. Da wir nicht antworteten, ſo krachten ein paar Schüſſe, eine Kugel traf das Pferd meines Jägers — wir ſtürmten den Säbel in der Fauſt drauf los, Alles war verſchwunden. Noch zweimal wurden wir auf gleiche Weiſe begrüßt; niemals hielten jedoch die Burſche Stand, um uns den Gebrauch unſerer Säbel zu erlauben. Endlich um vier Uhr Morgens kam

hatten enorme Mühe vorwärts zu kommen und unſere Artillerie vorwärts zu bringen; täglich hatten wir Gefechte und täglich verloren wir Leute durch Meuchelmord. Ein Abenteuer aus jener Zeit muß ich hier einfügen. Einige Soldaten, die nach Lebensmittel ſeitwärts geſtreift, meldeten mir, in einer Hütte eine Viertelſtunde von uns, liege ein ſchwer verwundeter franzöſiſcher Offizier, der dringend um Hülfe bitte. Wir begaben uns dahin und fanden in der That einen Ordonnanzoffizier des großen Hauptquartiers in elende Lumpen gehüllt, auf dem Stroh liegen. Er erzählte uns, daß er vor drei Tagen voraus geſandt worden ſei, um Lebensmittel aufzutreiben; allein er ſei mit ſeiner Escorte auf eine ſtärkere feindliche Abtheilung geſtoßen; ſeine Leute ſeien zerſprengt worden; er ſelbſt ſei von einer Kugel getroffen, vom Pferd geſtürzt, am Boden habe er noch zwei Schüſſe und fünf bis ſechs Säbelhiebe erhalten. Die Kleider hätten die Hallunken ihm vom Leibe geriſſen und ihn nackt, als todt liegen laſſen. Ein gutmüthiger Bauer, der Beſitzer der Hütte, habe in ihm noch Lebenszeichen entdeckt und ihn ſeither ſo gut er konnte, gepflegt. Wir belohnten den wackern Menſchen, zimmerten einen Brancard und luden den Verwundeten darauf. Während der Arbeit ſchwärmten feindliche Plänkler um uns; wir wehrten uns ſo gut als möglich unſerer Haut; ein franzöſiſches Detachement, das glücklicherweiſe herankam, befreite uns aus unſerer ſchlimmen Lage und glücklich gelangten wir zum prächtigen Kloſter, in welchem die Diviſion campirte. Dieſes gewaltige und reiche Gebäude ſtach eigenthümlich von den armſeligen Hütten ab, die dasſelbe umringten.

Rings um das Kloſter zogen ſich herrliche Gärten, und über eine Quadratmeile Güter gehörten zu ihm. Fünfzig Dominikaner-Mönche bewohnten es. Wer in Spanien reist, weiß nicht, was er mehr bewundern ſoll, die Dummheit eines armen, in Elend und Schmutz lebenden Volkes, das ſein letztes Ei den pfiffigen Mönchen giebt, welche es täuſchen und es in der Unwiſſenheit und im Fanatismus niederhalten — oder die Schlauheit, mit der dieſe heiligen Herren das Volk regieren und mit ihnen machen, was ſie wollen. Sie ſetzen den König ab, wenn er ihnen nicht gefällt, und hätten wir ihnen geſchmeichelt, hätten wir ſie zu gewinnen gewußt — ich bin überzeugt, wir wären Herren von Spanien geblieben. Es giebt in dieſem Lande alle Arten von Mönchen, weiße, braune, graue, blaue, ſchwarze, — mit Sandalen und baarfüßig — bärtige und geſchorene, doch alle gleich ſchlecht, gleich unwiſſend, ſchmutzig, grauſam — aber auch gut genährt und rund. Die Nönnlein will ich von dieſem harten Urtheil ausnehmen; die ſind in früheſter Jugend in die Klöſter geſperrt worden, ſei es aus Geiz, ſei es aus Vorurtheil. Manche dankte uns, wenn wir ſie aus ihrer Knechtſchaft befreiten.

Auch in Ribadevia verſuchten wir eine Brücke zu ſchlagen; der Marſchall ſelbſt ſetzte mit einigen Offizieren und fünfzehn Mann in einem kleinen Schiff über den Fluß; aber kaum war er am andern Ufer, als 400 bewaffnete Bauern, die im Hinterhalt gelegen, auf ihn losſtürmten — nur mit Mühe entkam er; mit Kanonenſchüſſen ſcheuchte man endlich das Geſindel aus einander. Uebrigens eignete ſich der Ort nicht zum Brückenſchlag, und wir

hatten enorme Mühe vorwärts zu kommen und unsere Artillerie vorwärts zu bringen; täglich hatten wir Gefechte und täglich verloren wir Leute durch Meuchelmord. Ein Abenteuer aus jener Zeit muß ich hier einfügen. Einige Soldaten, die nach Lebensmittel seitwärts gestreift, meldeten mir, in einer Hütte eine Viertelstunde von uns, liege ein schwer verwundeter französischer Offizier, der dringend um Hülfe bitte. Wir begaben uns dahin und fanden in der That einen Ordonnanzoffizier des großen Hauptquartiers in elende Lumpen gehüllt, auf dem Stroh liegen. Er erzählte uns, daß er vor drei Tagen voraus gesandt worden sei, um Lebensmittel aufzutreiben; allein er sei mit seiner Escorte auf eine stärkere feindliche Abtheilung gestoßen; seine Leute seien zersprengt worden; er selbst sei von einer Kugel getroffen, vom Pferd gestürzt, am Boden habe er noch zwei Schüsse und fünf bis sechs Säbelhiebe erhalten. Die Kleider hätten die Hallunken ihm vom Leibe gerissen und ihn nackt, als todt liegen lassen. Ein gutmüthiger Bauer, der Besitzer der Hütte, habe in ihm noch Lebenszeichen entdeckt und ihn seither so gut er konnte, gepflegt. Wir belohnten den wackern Menschen, zimmerten einen Brancard und luden den Verwundeten darauf. Während der Arbeit schwärmten feindliche Plänkler um uns; wir wehrten uns so gut als möglich unserer Haut: ein französisches Detachement, das glücklicherweise herankam, befreite uns aus unserer schlimmen Lage und glücklich gelangten wir zum prächtigen Kloster, in welchem die Division campirte. Dieses gewaltige und reiche Gebäude stach eigenthümlich von den armseligen Hütten ab, die dasselbe umringten.

Rings um das Kloſter zogen ſich herrliche Gärten, und über eine Quadratmeile Güter gehörten zu ihm. Fünfzig Dominikaner-Mönche bewohnten es. Wer in Spanien reist, weiß nicht, was er mehr bewundern ſoll, die Dummheit eines armen, in Elend und Schmutz lebenden Volkes, das ſein letztes Ei den pfiffigen Mönchen giebt, welche es täuſchen und es in der Unwiſſenheit und im Fanatismus niederhalten — oder die Schlauheit, mit der dieſe heiligen Herren das Volk regieren und mit ihnen machen, was ſie wollen. Sie ſetzen den König ab, wenn er ihnen nicht gefällt, und hätten wir ihnen geſchmeichelt, hätten wir ſie zu gewinnen gewußt — ich bin überzeugt, wir wären Herren von Spanien geblieben. Es giebt in dieſem Lande alle Arten von Mönchen, weiße, braune, graue, blaue, ſchwarze, — mit Sandalen und baarfüßig — bärtige und geſchorene, doch alle gleich ſchlecht, gleich unwiſſend, ſchmutzig, grauſam — aber auch gut genährt und rund. Die Nönnlein will ich von dieſem harten Urtheil ausnehmen; die ſind in früheſter Jugend in die Klöſter geſperrt worden, ſei es aus Geiz, ſei es aus Vorurtheil. Manche dankte uns, wenn wir ſie aus ihrer Knechtſchaft befreiten.

Auch in Ribadevia verſuchten wir eine Brücke zu ſchlagen; der Marſchall ſelbſt ſetzte mit einigen Offizieren und fünfzehn Mann in einem kleinen Schiff über den Fluß; aber kaum war er am andern Ufer, als 400 bewaffnete Bauern, die im Hinterhalt gelegen, auf ihn losſtürmten — nur mit Mühe entkam er; mit Kanonenſchüſſen ſcheuchte man endlich das Geſindel aus einander. Uebrigens eignete ſich der Ort nicht zum Brückenſchlag, und wir

bewegten uns gegen Orenſe. Romana hatte neue Streitkräfte in der Nähe dieſer Stadt geſammelt und vertheidigte den Minho, der hier nicht ſo breit iſt. Die Brücken waren zerſtört, allein unſer Angriff verjagte ſeine Truppen, die Brücken wurden hergeſtellt, Orenſe genommen und geplündert. Am 3. März war unſere Armee in Orenſe konzentrirt; wir rückten gegen Romana vor, der bei Alexia ſtund; unſere Kavallerie überraſchte ihn und richtete ein entſetzliches Gemetzel unter ſeinen Truppen an. Von Neuem flohen ſie aus einander. Wir rückten über Villa del Rey nach Monterey und betraten am 9. März den portugieſiſchen Boden bei Chaves. Chaves iſt eine halbverfallene, ſchlecht armirte Feſtung, in einer ſchönen und fruchtbaren Ebene gelegen. Der portugieſiſche General Sylveira ſollte die Landesgrenzen mit 12,000 Mann vertheidigen, von denen $^3/_4$ Milizen. Am 10. ſchlugen ihn unſere Avantgarde-Diviſion und unſere Artillerie; er wich in die Berge aus und ließ 5000 Mann um Chaves zu vertheidigen.

Am 11. ſchloſſen wir Chaves ein; alle Ausfälle wurden abgeſchlagen, der Sturm ſtund vor der Thüre, als am 14. die Veſte kapitulirte. Die Beſatzung ſtreckte das Gewehr; die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen uns zu dienen, entlaſſen; gleichzeitig erhielten ſie einen Monat Sold. Die Soldaten wurden ebenfalls, mit einem Piaſter auf die Hand, heimgeſchickt; die Armee zog weiter gegen Brago und Porto, welches am 20. März erſtürmt wurde.

Hier endigt die Geschichte meiner Siegeszüge und diejenige meines Elendes beginnt. Während der ganzen Campagne seit bald achtzehn Monaten hatte ich den besten Humor bewahrt, gesund, kräftig, sorglos wie ein Fisch, ertrug ich die größten Entbehrungen, die ärgsten Anstrengungen mit freudiger Geduld. Ein lustiger Abend im Kreise der Freunde und um den Schlauch von feurigem Wein, entschädigte für zehn Nächte im Bivouak im Regen, für angestrengte Märsche, für das Leben auf den Vorposten ohne Feuer und ohne einen Bissen Brod. Ich war mit einem Wort glücklich; das wilde unabhängige Leben entzückte mich — erst seit dem Tag von Alexia packte mich das Fieber; ich schleppte meinen kranken Leib von Bivouak zu Bivouak, ohne andere Arznei als Glühwein. Abwechselnd litt ich fürchterlich, manchmal auch war ich fast besinnungslos. Den 10. wurde ich in das Spital von Monterey gebracht mit drei andern schweizerischen Kameraden; aber auch hier war wenig Hülfe; das Lazarethfieber raste, viele der Aerzte lagen selbst darnieder; als Arznei gab man schlechte Fleischbrühe mit Wein vermischt. Bald darauf wurden wir nach Chaves evacuirt; ich fand Unterkunft in einem halbverfallenen Haus, dessen einziges Mobiliar in ein paar Strohschütten bestund. Mir folgten vier kranke Soldaten meiner Kompagnie, die ich herzustellen hoffte, um mit ihnen unser Korps wieder einzuholen; zwei andere blieben zu meiner Bedienung hier.

Mein Bataillon lag in der Nähe von Chaves; ich ließ meinem Chef, dem Kommandanten von Seedorf, sagen, wenn er mir gestatte, mein Pferd zu behalten, so würde ich mich darauf fest-

binden laſſen, um der Armee folgen zu können. Es war nämlich der Befehl erſchienen, die Infanterieoffiziere ſollten ihre Reitpferde zurücklaſſen beim Einrücken in Portugal, da man Mühe haben werde in dieſem futterarmen Land die nöthige Fourage für die Pferde der Artillerie und Kavallerie zu finden. Mein Kommandant fürchtete ſich, mir eine gegentheilige Erlaubniß zu geben; er ließ mir daher ſagen, ich ſolle mich in Chaves herſtellen und möglichſt bald nachfolgen. Ich fühlte mich zu krank, als daß ich es hätte wagen können, zu Fuß nachzufolgen; ich glaube nicht, daß ich den Marſch überſtanden hätte.

Meine Kompagnie zählte 45 Mann, als ich ſie verließ.

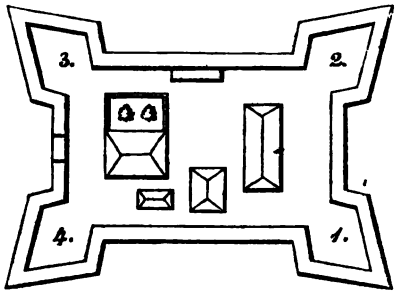
Am 17. März rückte die Armee vor; man ließ in Chaves 800 Kranke und 60 Mann Beſatzung unter einem Offizier, als Platzkommandant, der leider der ſchwierigen Aufgabe in einem ſolchen Kriege nicht gewachſen war. Am gleichen Abend erſchienen die Streifpatrouillen Sylveira's vor der Stadt. Am 18. Morgens erſchien ein Trompeter vor dem Thor und forderte zur Uebergabe auf; auf unſere abſchlägige Antwort drohte er mit 6000 Mann, die heranzögen. Gleich darauf rollte der Generalmarſch, und was ſich ſchleppen konnte, folgte in ein kleines Fort; das Kloſter in demſelben ſollte als Hoſpital dienen; man transportirte über 600 Kranke dahin, einige kleinere Gebäulichkeiten waren für die Offiziere beſtimmt. Man rüſtete ſich zur Vertheidigung; allein es fehlte an Lebensmitteln; die Armee hatte mitgenommen, was zuſammengerafft werden konnte; der Kommandant hatte den wichtigen Verwaltungszweig vernachläſſigt; ja er nahm nicht einmal

ins Fort alles mit, was zu haben war. Das war unser Untergang.

Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich in das verfluchte Nest gekommen; der Frost schüttelte mich; mit mir kamen meine Kameraden und zehn andere kranke und verwundete französische Offiziere. Der Umfang der Stadt war für unsere schwache Garnison zu groß und in zu schlechtem Zustande, als daß wir daran hätten denken können, sie zu vertheidigen. Die Portugiesen drangen am 19. Morgens hinein und ihr Erstes war, 200 Verwundete, die wir zurückgelassen, nieder zu metzeln. Das Angstgeschrei drang bis zu uns.

Bald darauf begann das Flintenfeuer gegen uns. Wir untersuchten nun unsere Vertheidigungsmittel — zwanzig Zentner Pulver in Fäßchen, 6000 Infanteriepatronen, 11 24Pfünder Kugeln, 150 8Pfünder Kugeln und einige Zentner Kartätschkugeln waren da. Auf den Wällen stunden eine bronzene 24Pfünder Kanone auf einer Schiffslaffette, 4 6Pfünder und 2 4Pfünder Kanonen in schlechtem Zustand. Da wir keine Kugeln dafür hatten, konnten wir sie nur mit Kartätschen laden. Unsere Mundvorräthe bestunden aus einigen magern Ochsen, welche für die Kranken aufgespart wurden, und aus einigen Zentnern Mehl, aber leider besaßen wir keinen Ofen um Brod zu backen.

Das Fort, dessen Plan hier folgt, war gemauert, ohne Graben, halb zerstört und ohne eigentlichen Wall; es bildete ein Viereck mit Bastionen; wir gruben uns ein, um uns einigermaaßen zu decken; die Pforte wurde verbarrikadirt; die ganze Garnison wurde



in vier Theile getheilt; alles, was ſich nur ſchleppen konnte, mußte Dienſt thun. Ich erhielt den Befehl über die zweite Diviſion und zugleich das Kommando des Baſtions und der Courtine Nr. 2. Leider war hier die wundeſte Stelle unſerer kleinen Feſtung; die nächſten Häuſer der Stadt, auf ſechszig bis achtzig Schritt entfernt, dominirten uns komplet. Unſer Baſtion war daher als das gefährdetſte am beſten mit Artillerie verſehen; ich hatte den 24Pfünder und zwei 4Pfünder nebſt acht Kanonieren. Meine beiden Soldaten trugen mich auf den Wall; eingehüllt in Mantel und Decke lag ich am Boden und ließ mich vom Fieberfroſt ſchütteln; allein ich wollte meine Tapfern ſelber kommandiren und ermuthigen. Die Portugieſen verſuchten gleich am erſten Tag ein paar recht heftige Stürme; wir ließen ſie ſo nahe als möglich heran und gaben ihnen dann eine vollgerüttelte Kartätſchladung, die eine gute Zahl an Boden ſtreckte; die andern liefen davon. Ihr Feuer aus den nächſten Häuſern, namentlich das der Wallflinten

von den verschiedenen Thürmen der Stadt herab, sowie die Geschosse eines kleinen Feldstückes auf einer nahe gelegenen Höhe schadete uns viel; so verlor ich am ersten Tag schon meine acht Kanoniere und zehn andere Soldaten. Der erste Verwundete war mein armer Garnier — ein wackerer und braver Soldat, der mich in meiner Krankheit sorgfältigst gepflegt hatte. Ich hatte befohlen mit Kartätschen die feindlichen Schützen von den Dächern der Häuser zu vertreiben. Garnier richtete die Kanone, als eine Kugel ihn traf. Als er fühlte, daß es eine tödtliche war, kehrte er sich gegen mich: Leben Sie wohl, Herr Hauptmann — und dann zu den Kameraden gewandt, rief er: „Kameraden, ihr müßt euch wehren bis zum Tod". Ich gab ihm noch einen Theil meiner Weinportion. Wenige Stunden später war er todt.

Folgenden Tags verstärkte sich der Feind; ganze Kompagnien bewaffneter Mönche kamen an; rings um das Fort zogen sich ihre Posten und begannen ein immerwährendes Feuer auf uns, das uns viele Leute kostete. Ich selbst wurde an diesem Tag leicht verwundet. Im ausspringenden Winkel des Bastions war ein steinernes Schilderhäuschen; ich hatte mit einem Brett das Guckloch halb verdeckt und schaute durch die Spalte, um das Feuer zu leiten, als eine Kugel das Brett durchbohrte und mich am Hals stark kontusionirte. [1]) Unsere armen Soldaten starben wie die

[1]) Tags darauf hatte ich die Freude, mich an einem portugiesischen Offizier zu rächen; er näherte sich während der Dämmerung dem Bastion, und glaubte nicht bemerkt zu werden. Mein wohl gezielter Schuß streckte ihn jedoch zu Boden.

Mücken. Das Lazarethfieber raste in unserer Mitte; fast alle Aerzte lagen darnieder. Die Verwundeten konnten nicht mehr besorgt werden; vom dritten Tag an erhielten wir nur noch Pferdefleisch; der Soldat faßte ein Pfund Pferdefleisch und sechs Unzen Mehl — das wurde zusammen gekocht, und da das Salz fehlte, mit Kanonenpulver gewürzt. Diese schändliche Nahrung und das verdorbene Wasser, das wir dazu tranken, vermehrten die Zahl der Kranken. Der portugiesische General ließ uns fast täglich durch Parlamentaire zur Uebergabe auffordern, wir weigerten uns, sie anzuhören. Andererseits trachteten wir darnach, dem Marschall Nachricht von unserer entsetzlichen Lage zukommen zu lassen, damit er uns befreie. Alle unsere Soldaten aber, die der Landessprache kundig, sich Nachts aus dem Fort schlichen, um durchzukommen, wurden erkannt und gefangen.

Dieser Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Wir sahen Gespenstern gleich; unsere Pferde waren aufgezehrt; von meiner Abtheilung von 65 Mann, die ich bei Beginn der Belagerung gehabt, waren noch 37 am Leben; im Ganzen konnten noch 142 Mann Dienst thun, 180 hatten wir bereits begraben; unsere armen Teufel starben auf den Wällen und im Dienst vor Noth, Hunger, Elend und Fieber. Der Regen fiel in Strömen; nirgends Hoffnung auf Entsatz. Wir hatten einen Ausfall gemacht, um Lebensmittel zu erlangen, allein wir waren zurückgeworfen worden. Wir trugen uns mit dem Projekt, uns durch zu schlagen, allein kaum fünfzig Mann hätten die Anstrengungen eines einzigen Marsches ertragen.

Am 25. feierten die Portugiesen ein großes kirchliches Fest; die Priester gingen durch das Lager und entflammten die Soldaten. Ueberall wilder Lärm; Angriffskolonnen formirten sich in allen Richtungen; ein Parlamentair erscheint — er droht mit einem allgemeinen Sturm — das Elend hat uns nachgiebiger gemacht — einer unserer Offiziere wird zum feindlichen General gesandt. Er kehrt mit dem Antrag einer ehrenvollen Kapitulation zurück; portugiesische Offiziere werden ins Fort gelassen — wir kapituliren.

Die Bedingungen der Kapitulation waren: Das Privateigenthum der Offiziere und Soldaten verbleibt ihnen — die Garnison wird in einer portugiesischen Festung bewacht bis zur Auswechslung. Findet diese binnen Jahresfrist nicht statt, so werden wir nach Frankreich zurückgesandt. In keinem Fall dürfen wir den Engländern ausgeliefert werden.

Damit waren wir in den Händen einer Bauern-Armee. Bald sollten wir erfahren, was das heißt. Wir hätten uns wahrlich nicht ergeben, hätten wir auch nur einen Schimmer von Hoffnung haben können; der Soldat schaut dem Tode im Kampfe ohne Zucken ins Auge; aber der Hunger, das Elend — das tönt anders, und endlich dachten wir, die gänzliche Unterwerfung Portugals müsse in wenigen Wochen und damit auch unsere Befreiung erfolgen. Wir streckten die Waffen und wurden trotz der Kapitulation bis aufs Hemd ausgeplündert. Man stahl mir meinen Mantelsack, der mein Tagebuch und manches militärisches Croquis enthielt, das ich mit vieler Sorgfalt angefertigt. Ebenso ging

meine Uhr flöten und dreißig allerliebste Goldfüchse, die ich in meinem Leibgurt eingenäht. Meine vortreffliche Doppelpistole, die mir in manchem Kampfe treu gedient, hatte ich in meinem Bastion vergraben, in der Hoffnung, sie dort später wieder holen zu können; meinen Säbel jedoch mußte ich dem Feinde überlassen. Man gab uns einige Lebensmittel, und dann wurden wir nach Lissabon geführt. Noch immer war ich fieberkrank, doch ging es etwas besser. Mein armes Pferd war dem Schicksal nicht entgangen, aufgezehrt zu werden; dagegen war mir mein Maulesel geblieben und durfte ich denselben auch behalten, als man sah, daß ich nicht im Stande war, zu marschiren. Krummenacker, mein zweiter Bursche, der ebenfalls blessirt war, konnte mir wenig helfen.

Bevor ich unsere elende Reise nach Lissabon schildere, will ich einen kurzen Rückblick auf unsere Kriegsführung auf der Halbinsel werfen. Was uns in Chaves begegnete, war das gewöhnliche Loos aller Detaschemente und Spitäler. Wir waren nur insofern Herren einer Provinz, eines Platzes, als wir im Stande waren sie mit Gewalt zu beherrschen. Der Feind suchte unsere Kraft stückweise zu brechen und verstund den Parteigängerkrieg vortrefflich. Die ganze Nation war nur eine Armee, denn das ganze Land war im Aufstand. Waren wir die Stärkeren, so flüchteten sich die Einwohner mit dem Besten, was sie hatten, ins Gebirg, das Uebrige vergruben sie. Die Zurückgebliebenen schienen demüthig und unterwürfig. In den Quartieren wurden wir gut empfangen; allein wer eine Viertelstunde sich versäumte nach dem

Aufbruch der Kolonne wurde niedergemetzelt. Die Zurückgebliebenen, die Kranken, die Erschöpften wurden in ihren Quartieren oder auf den Hauptstraßen erbarmungslos gemeuchelt. Zur Rache brannten wir von Zeit zu Zeit ganze Dörfer nieder, erschossen oder henkten eine Anzahl Bauern, die uns in die Hände fielen — aber umsonst; die ganze Nation war gegen uns. Die Mönche hatten den Bauern gepredigt, der Mord eines Franzosen helfe das Paradies erlangen; sie hielten die Sache ihrer Priester für Gottes Sache und beim Todesurtheil, das über sie gefällt wurde, hatten sie keine andere Antwort als: Morir por Dios! Das, was ich am meisten bewunderte an den Spaniern, war ihr Nationalgefühl und ihre Ausdauer. Wenn bei den größten Niederlagen ihrer Armeen wir ihnen von der Nothwendigkeit sprachen, sich zu unterwerfen, da fernerer Widerstand nur die gänzliche Verwüstung des Landes herbeiführte, so entgegneten sie kalt — „Geduld, Geduld! Herr, wir werden sehen!“ Sie waren durchdrungen von der Stärke eines zahlreichen Volkes, das von seiner geographischen Lage und von der topographischen Beschaffenheit seines Landes begünstigt sei und seine Unabhängigkeit bewahren wolle. Sie gaben ein großes Beispiel jeder andern Nation; aber um es befolgen zu können, bedarf es eines opferfreudigen Patriotismus, jedes Privatinteresse muß dem allgemeinen Besten weichen!

Mehr als fünfzig Mal haben wir die spanischen Heere geschlagen und zerstreut; allein wenige Wochen nachher stunden sie uns von Neuem gegenüber. Man hat die französischen Berichte der Ruhmredigkeit und Uebertreibung beschuldigt und dennoch

waren alle unsere Erfolge wahr! Der größte Theil der spanischen Truppen trug das Nationalkostüm, kapuzinerbraune Weste und Hosen und Mantel; nur wenige Regimenter trugen eine eigentliche Uniform. Geschlagen und verfolgt, warfen diese Leute ihre Waffen weg oder versteckten sie und traten uns als Bauern entgegen. Der König Joseph beschwor die Generäle sein gutes Volk zu schonen; Alles konnte man doch nicht niedermachen. Auf diese Weise konnten wir sie nur bekämpfen, wenn sie uns in überlegener Zahl entgegen zu treten vermochten; dagegen erhielten wir von allen Höhen und aus allen Schluchten Flintenschüsse und hatten jede Nacht Allarmirungen. Oft machten wir ganze Massen zu Gefangenen. Allein was sollten wir mit ihnen anfangen? Sie mit schwacher Bedeckung nach Frankreich senden, mitten durch ein aufgestandenes Land hindurch! Wir hätten unnützer Weise unsere Escorte dem Verderben ausgesetzt. Die endlosen Detaschirungen schwächten ohnehin die Armee. Man ließ sie daher mit dem Versprechen, nicht mehr gegen uns zu kämpfen, laufen, und Tags darauf stunden sie uns aufs Neue in Waffen gegenüber. Die Folge davon war, daß unsere Soldaten keine Gefangenen mehr machen wollten und mit den Bajonnetten niederstachen, was mit den Waffen in den Händen ergriffen wurde. Umsonst traten die Offiziere diesem entsetzlichen Gemetzel entgegen; nur zu oft waren alle Bemühungen erfolglos.

Man hegte den Plan, um das Land zu beherrschen und diese Schwierigkeiten zu besiegen, überall kleinere Festungen einzurichten, mit Garnisonen, Magazinen und Spitälern zu versehen,

durch kleinere mobile Kolonnen die Verbindungen zu unterhalten und allfällige Aufstände zu unterdrücken. Allein die Schwäche der französischen Armee, ihre stets wachsende Zuchtlosigkeit, ihre schlechte Verwaltung und die Zwistigkeit unter den Generalen einerseits, sowie der feste Entschluß der Spanier, die Hülfe der Engländer zu Land und zu Wasser und die Ereignisse in Frankreich und im Norden andererseits waren die Haupturſachen, die unsere Herrschaft in Spanien unmöglich machten und uns die Resultate so vieler und großer Siege, erkauft mit dem Blute von mehr als 200,000 Soldaten, raubten.

Die französische Armee lebte von den Hülfsmitteln des Landes; ihre Verwaltung, der Geist der Truppen und die Schwierigkeiten der Transporte nöthigten dazu; allein die schlimmen Folgen dieses Systems blieben auch nicht aus. Heute schwammen wir im Ueberfluß; aber nicht zufrieden mit dem Genuß, zerstörten und verwüsteten unsere Leute rücksichtslos. Dann folgten vierzehn Tage, oft gar ein langer Monat ohne irgend welche Lebensmittel; mit den größten Entbehrungen kämpfend, hatten wir uns noch des Feindes zu erwehren. Der Soldat entfernte sich von der Kolonne, um seine Nahrung zu suchen, er verirrte sich und fehlte, wenn es zum Schlagen kam, oder war er da, so war er oft aus Hunger zu schwach, um seine Pflichten thun zu können. Die Disziplin litt nicht wenig darunter, daß die Offiziere ausschließlich vom Raube der Soldaten leben mußten.

Die Kleidung und das Schuhwerk sahen entsetzlich aus; man ließ die Armee acht bis zehn Monate lang ohne Sold und ebenso,

wie ich geſagt, Wochen und Monate lang ohne Austheilung von Lebensmitteln. Es bedurfte der ganzen Findigkeit des franzöſiſchen Soldaten, all ſeiner Tapferkeit und ſeines guten Willens, um fünf Jahre lang einen ſo mörderiſchen Krieg führen zu können.

Was mich betrifft, ſo habe ich mich im Ganzen gut durchgeſchlagen. Wir waren vier Hauptleute in unſerm Bataillon, die ſich zum gemeinſchaftlichen Leben aſſocirt hatten. Wir beſaßen unſere Maulthiere, die die Lebensmittel trugen; in den Tagen des Ueberfluſſes ſorgten wir, um einen Reſt für die böſen Zeiten zu haben. Man gewöhnt ſich raſch an die Anſtrengungen und an das Leben der Bivouaks. Für mich hatte das freie, ſorgloſe Treiben einen eignen Reiz. Wir waren oft zwei bis drei Monate ohne Obdach; wir bivouakirten auf friſch geackerten Feldern und erwachten, den halben Leib im Waſſer; trotzdem hatten wir gut geſchlafen; ein Glas Wein ließ das Elend vergeſſen und das Feuer trocknete die Kleider. Ich will zwar nicht leugnen, daß es auch Momente gab, in welchem ich mich nach einem guten Bett und nach Ruhe ſehnte.

Ich komme auf unſere Liſſaboner Reiſe zurück. Wie wir das Fort Chaves verließen, fiel die Bevölkerung der Umgebungen mit blanken Meſſern über uns her. Unſere Bedeckung, die uns beſchützen ſollte, lachte zu dieſer Niederträchtigkeit gegenüber kranken und wehrloſen Gefangenen. Bei fünfzig unſerer Leute wurden ermordet, ſo unter andern ein Soldat meiner Kompagnie, der neben mir einen tödtlichen Stich erhielt. Er trug den rothen Rock und die Bauern hatten die liebliche Gewohnheit ihre Opfer

als Trophäen an die Bäume zu hängen. Dadurch entstund wohl das Gerücht im Regiment, als die Armee zwei Monate später wieder hier durchmarschirte, daß meine Wenigkeit dieser unangenehmen Ehre theilhaftig geworden sei. Meine Kameraden haben mir seither versichert, daß sie meinen angeblichen Tod an manchem Spanier gerächt.

Man führte uns auf Bergwegen, um der französischen Armee auszuweichen, die bei Porto stund. Des Nachts sperrte man uns ohne Unterschied des Ranges in Scheunen und Gefängnisse, manchmal auch nur ins Bivouak. Beständig wurden wir mißhandelt oder beleidigt; wer noch etwas besaß, wurde von neuem geplündert. Bei Villa-Real sollten wir den Duero passiren; die Schiffe, die uns aufs linke Ufer führen sollten, waren nicht bereit. Die geflüchtete Bevölkerung der Umgebung benützte diese Gelegenheit zu neuen Mordanfällen. Die Nacht und die Nachlässigkeit unserer Wachen begünstigte die Gräuel. Viele von uns wurden auf das schändlichste gemordet. Auf dem andern Ufer empfingen uns bewaffnete Priester mit Flüchen und Verwünschungen; man ließ uns bis um Mitternacht warten, allein trotz Messerstichen und der drohenden Gefahr schlief ich fest ein, so sehr war ich erschöpft. In Lamego raubte man mir mein Maulthier; die Mönche, in deren Kloster wir einquartirt wurden, behandelten uns als Ketzer. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich nach Visco schleppen konnte. Ich war erschöpft durch das Fieber, gefressen vom Ungeziefer, ohne einen Kreuzer Geld, ohne Wäsche, ohne irgend welche Aussicht auf Hülfe. Heute noch bewundere ich meinen Muth, mit

dem ich aushielt, ſtatt einen raſchen Tod zu ſuchen. In Visco gewährte man uns einen Raſttag; wir lagen in einem Kloſter, des andern Tages wurde ich mit andern Kranken auf einem elenden Ochſenwagen transportirt. Auf dem Mondegofluß wurden wir eingeſchifft nach Coimbra. Bei unſerer Landung dorten ließ man uns vier Stunden im Hafen ſtehen. Ein wüthender Pöbelhaufen umtobte, beſchimpfte und bedrohte uns. Unſere Eskorte konnte uns nur durch das Vorgeben retten, daß wir nach Liſſabon zum Tode geführt würden. Endlich wurden wir in ein Kloſter gebracht; die Mönche jedoch, ſtatt uns armen Kranken zu helfen, reizten noch das Volk gegen uns. Zwei Ruhetage auf dem Stroh, ein wenig Suppe und ein paar Gläſer Wein gaben mir wieder friſche Kräfte. Unſer Marſch ging hierauf nach Thomas, dem Hauptquartier des engliſchen Generals Beresford, der hier eine portugieſiſche Armee unter dem Kommando engliſcher Offiziere organiſirte. Hier wurden wir beſſer logirt und verpflegt als je bisher; engliſche Offiziere beſuchten uns, und auf unſere bittern Klagen über die ſchändliche Behandlung, gaben ſie uns die Zuſicherung, daß wir in Liſſabon gehalten werden ſollten, wie es ſich für Kriegsgefangene gezieme.

Bei St. Thomas wurden wir auf dem Tago eingeſchifft; wir waren noch etwa 300 Mann, 50 waren in den Spitälern unterwegs geblieben, und bei 300 waren ſeit unſerm Ausmarſch aus Chaves zu Grunde gegangen. Dazu kamen noch die 250, welche als nicht transportirbar in jener Stadt zurückgeblieben und umbarmherzig ermordet worden waren. Unſere Schiffe waren mit Brenn-

holz beladen und wir mußten uns darauf lagern, ohne Obdach Tag und Nacht und durchnetzt von einem fürchterlichen Regen. Wir kamen bei Santarem und Villa-Franca vorüber; die letztere kleine Stadt bildete den linken Flügel der Linien von Torras Vedras. Am 16. April landeten wir beim Arsenal in Lissabon. Ich war vom Frost erstarrt und vom Fieber halbtodt. Vier Offiziere und etwa 100 Soldaten, die am kranksten, wurden sofort in das Spital auf dem linken Ufer des Tago gebracht gegenüber dem Fort St. Julia.

Aber welch entsetzliches Loch dieses sogenannte Spital! Es war das Spital der Galeerensklaven. Wir wurden daselbst aufs grausamste behandelt. Man sperrte uns in ein großes Gelaß, wir mußten uns mit Stroh und elenden Decken begnügen. Zweimal im Tag brachten uns Galeerensträflinge eine Fleischbrühe als einzige Nahrung und Medizin. Die Luft war verpestet, wir erstickten fast, und ein scheußliches Gewürm und Ungeziefer fraß uns bei lebendigem Leibe.

Zwei Tage lang blieben wir in diesem Elend. Von hundert Unglücklichen starben fünfzehn am ersten und zwanzig am zweiten Tag; endlich erschien auf unser Jammergeschrei und unsere steten Reklamationen ein Kriegskommissär; er schien ein schlichter Mann zu sein, der Mitleid für uns fühlte. Er ließ uns Offiziere in ein Nebenzimmer transportiren und bezeichnete zwei Sträflinge zu unserm Dienst. Auch für die Soldaten sorgte er mehrfach; immerhin starben noch manche. Ihre Leichen wurden ohne die geringste Ceremonie ins Meer geworfen.

Ich verdanke mein Leben den beiden Sträflingen, die uns besorgten. Ich konnte mich nicht rühren auf meinem Strohlager; sie schütteten mir die Fleischbrühe ein, sie deckten mich zu, sie trugen mich auf den Nachtstuhl. Ich sagte ihnen, daß ich keinen Sou besäße, um ihre Dienste zu lohnen, und dennoch wurden sie nicht müde, mir solche zu erweisen. Hauptmann R. vom sechsten leichten Infanterie-Regiment, mein Nachbar auf dem Stroh, litt noch mehr als ich; seine beständigen Klagen, sowie das Stöhnen und das Jammern der übrigen Leidensgefährten erschütterten mich. Eines Tages wollte sich Hauptmann R. zum Nachtstuhl schleppen, war aber zu schwach und umsinkend unterwegs, starb er.

So gewöhnt man sich, wenn man stets das größte Elend vor sich hat, an dessen Anblick. Das Sprichwort sagt: Je größer der Narr, je lauter das Gelächter! Ich möchte dagegen, gestützt auf meine Erfahrung, behaupten: Je größer das Elend, je leichter tragen wir es.

Nach zehn Tagen begann ich wieder einigermaßen aufzuathmen. Der Kriegskommissär brachte mir einige Bücher; ich sah nicht ein, warum er mich besser behandelte, als meine Kameraden. Endlich rückte er mit der Sprache heraus; ich sei Schweizer, sagte er, ich solle daher den französischen Dienst verlassen; ganz Europa und auch mein Vaterland hätten sich gegen Napoleon erklärt, und er rathe mir daher mit meinem Grad in eines der Fremden-Regimenter zu treten, welche für den englischen Dienst gebildet würden. Damit würde ich am raschesten dem Elend entfliehen, in dem ich mich befände.

Meine Antwort konnte nicht zweifelhaft sein; ich antwortete ihm, wie es sich für einen Offizier geziemt und sah ihn niemals wieder. Fünfzehn Tage brachte ich im Spital zu; kaum konnte ich mich wieder schleppen, so verlangte ich mit meinen andern Kameraden vereinigt zu werden, da ich immer fürchtete, das Lazarethfieber an den Hals zu kriegen. Man sagte mir, daß die andern Offiziere im Fort St. Georg — dem sogenannten Schloß von Lissabon — seien; ich versprach mir goldene Berge davon und hoffte bald wieder von der französischen Armee befreit zu werden.

Ich wurde beim Zeughaus ausgeschifft, vom ganzen Pöbel von Lissabon ausgehöhnt und ins Schloß geführt. Wie war ich aber überrascht, als ich durch zwölf eiserne Thüren mußte, die eine hinter der andern sich schloß, und als ich meine armen Kameraden in einem großen Gefängniß fand, das mit Eisenstangen, dick wie mein Arm, geschlossen war. Offiziere, die bei verschiedenen Affairen gefangen worden, befanden sich hier; wir waren im Ganzen dreißig und glichen längs der Wand des Raums, den ein einziges Fenster erhellte, mehr Skeletten als lebenden Menschen. Jeder hatte einen Strohsack und eine schlechte Decke, 36 Sous per Tag wurden für den Lebensunterhalt bezahlt, und der Kerkermeister lieferte für schweres Geld wenig genug zum Essen.

Meine Kameraden erzählten mir ihre Leiden während meines Aufenthalts im Spital. Als sie hieher gekommen, habe man sie zu zweien in enge niedere Löcher, kaum vier Fuß breit und sechs Fuß lang gesperrt; man hätte sie hier auf dem Stroh verfaulen

lassen, hätten sich nicht englische Offiziere ihrer angenommen und ihnen die jetzige Lage verschafft. Unsere Soldaten waren auf Pontons auf der Rhede von Lissabon untergebracht und verhungerten beinahe. In Frankreich bringt man die Kriegsgefangenen in Kasernen unter; man zahlt ihnen allerdings keinen hohen Sold, aber sie haben die nöthige Freiheit, um sich durch Arbeiten noch etwas zu verdienen.

Während dieser Zeit stunden die Dinge für unsere Armee schlimm. Die englische Armee unter Lord Wellesley war im April bei Lissabon gelandet, hatte sich mit den portugiesischen Streitkräften vereinigt und ging nun gegen Marschall Soult bei Oporto vor. Dieser ließ sich überraschen und hatte nothdürftig die Zeit nach Braganza auszuweichen, nachdem er die Tamega-Brücke bei Amarante weggenommen. Er vereinigte sich nach mehreren blutigen Gefechten mit Marschall Ney in Lugo am 29. Mai.

Portugal hatte im Juli 1808 seine Freiheit wieder errungen. General Junot hatte nach der Schlacht von Vimiero kapitulirt und war mit seiner Armee nach Frankreich zurück transportirt worden. Als wir Portugal im Jahr 1809 von neuem angriffen, sandte England wiederum eine Armee, und von da an wurde Portugal fast eine englische Provinz; denn die englischen Generale und Minister leiteten alle Angelegenheiten des Landes. Alle Hülfsmittel wurden für die Vertheidigung verwendet, die Armee wurde kompletirt und neu organisirt, eine Miliz geschaffen, enorme Befestigungen aufgeführt, um die Hauptstadt zu vertheidigen, und das ganze Volk aufgeboten und von den Priestern aufs Aeußerste angereizt, um tapfer zu streiten.

Portugal lebt unter einem herrlichen Himmel; seine Lage ist äußerst vortheilhaft, seine Gelände erzeugen weniger Korn, als vielen und ausgezeichneten Wein, Oel und Früchte aller Art im Ueberfluß. Die Bewohner sind zivilisirter als die Spanier, welche ihnen sehr verhaßt sind; sie sind besser gekleidet, weniger schmutzig und viel höflicher; ihre Wohnungen sehen anständiger aus. Allein ihre Grausamkeit gegen arme Kriegsgefangene, vor Allem aber die wilde Lust, die dabei im Auge manchen Weibes blitzte, wenn es uns leiden und beschimpft sah, hat mich gegen diese Nation empört. Die Führer sagten uns beständig, sie seien nicht Herr des Volkes; sie wagten es nicht uns zu vertheidigen; sind wir doch nur gerettet worden, weil man dem Volke sagte, wir seien für Lissabon bestimmt, man werde uns in der Hauptstadt zu ihrer Belustigung aufhängen.

In Spanien tragen sich alle Frauen schwarz. Die größte Sorgfalt verwenden sie auf ihre Toilette, auf ihre Fußbekleidung und auf Taille; alle haben hübsche Zähne und schöne Augen; im Allgemeinen sind sie von verführerischer Schönheit. Die Portugiesen folgen der englischen oder französischen Mode, je nachdem ihr Land mit England oder Frankreich verbunden ist; sie haben kein Nationalkostüm; auch sind sie hübsch, lebhaft und heiter.

Ich kehre zu unserm Gefängniß zurück.

Bald packte mich das Fieber aufs Neue. Ich wurde in das große Marinespital transportirt, wo sich bereits zwei französische Offiziere befanden. Der Weg dahin war nicht leicht. Ich und die zwei Soldaten, die mich begleiteten, wurden mit einem Hagel

von Steinen, faulen Orangen, Straßenkoth und schändlichen Schimpfworten begrüßt. Im Hospital wurde ich von einem Arzt behandelt, der in Frankreich studirt hatte; derselbe war so anständig gegen uns, als er es wagen durfte; denn nur zu leicht konnte ein Messerstich die geringste Gefälligkeit gegen uns belohnen. Wir hatten ordentliche Betten, eine gute Nahrung, kräftige Arzneien und genügende Pflege.

Ich blieb einen Monat dort und stellte mich so ziemlich her. Anfangs Juni kehrte ich zu meinen Kameraden ins Gefängniß zurück und zwar des Nachts, um die liebenswürdige Begleitung des letzten Transportes zu vermeiden. Um die Zeit todt zu schlagen, spielten wir Comödie; die Costüme waren ärmlich genug, allein was that's? man vergaß doch sein Elend.

Im Monat Mai rückte Wellesley gegen die französische Armee vor. In Verbindung mit den spanischen Streitkräften kam er bis in die Nähe von Madrid und schlug den König und Marschall Victor in der berühmten Schlacht von Talavera; mußte jedoch Tags darauf schon sich zurückziehen, da Soult und Ney auf seine Rückzuglinie sich warfen. Die englischen Offiziere, welche nach Lissabon zurückkehrten, konnten nicht genug rühmen, wie ihre Kameraden, die blessirt oder sonst gefangen in die Hände der französischen Armee gefallen, von derselben behandelt worden seien; sie kamen zu uns und beim Anblick unseres Elendes — viele von uns hatten kaum Lumpen genug, um die Blößen zu bedecken — entrüstet, klagten sie bei General Beresford über unsere Behandlung. Dieser bot uns an, uns nach England transportiren

zu lassen; wir schlugen es jedoch wiederholt aus. Endlich erhielten wir Kleidungsstücke und wurden nach einem der Forts transportirt, wo wir freier waren und auch die Erlaubniß erhielten, nach Frankreich kurze Briefchen an unsere Familien zu senden. Meine Zeilen adressirte ich an die Frau meines Kommandanten, und von ihr gelangten sie zu meinen theuren Eltern, die seit St. Jago nichts mehr von mir wußten und mich todt glauben mußten, wie auch die Nachrichten vom Regiment dahin lauteten.

Ich kann hier nicht alle Empfindungen schildern, die mein Herz während meiner Gefangenschaft durchstürmten; es würde zu weit führen und mir selbst zu peinlich sein. Wie oft rüttelte ich an den Eisenstäben, die mich von der Freiheit trennten! wie verfluchte ich den gezwungenen Müssiggang und beneidete den Taglöhner, der wenigstens im Schweiß seines Angesichts sein Brod verdienen konnte! Und auf dem langen Krankenlager — wie schlichen die Tage dahin! Wie oft mußte ich mir sagen, daß sie für mich verloren seien, während bei der Armee ich mich hätte auszeichnen können!

Am 24. Dezember wurden wir ins Marine-Arsenal geführt und von dort auf das andere Ufer des Tago; wir marschirten hierauf bis Setuval. Des folgenden Tages wurden wir nach dem Fort von Osas eingeschifft, das zu unserm Aufenthalt bestimmt war. Wir waren da nicht schlecht einquartirt; wir konnten auf dem Hauptwall des Forts spazieren und frische Luft schöpfen. Wir mußten selbst uns kochen und abgeschlossen von der übrigen Welt leben. Das Fort war zwei Stunden von Se-

tual am Fuß eines steilen felsigen Berges ins Meer gebaut, um die Rhede zu vertheidigen. Auf dem Berg stund ein Signal. Die Garnison zählte 35 Veteranen und 20 Kanoniere; da viele amerikanische Schiffe hier ankamen und am Fort angehalten wurden, fehlte es nicht an Gelüsten zur Flucht, allein wir wurden mit Argusaugen gehütet. Der Kommandant war ein dummer, gutmüthiger Kerl, arm wie eine Kirchenmaus und dem Betteln nicht abgeneigt; er versah uns mit Nachrichten aus Spanien und trank unsern Wein. Wir feierten Neujahr 1810 und vegetirten noch bis September in diesem Felsennest, ohne irgend welch bemerkbares Ereigniß. Wir erhielten die Erlaubniß zum Baden im Meer; Schildwachen mit geladenem Gewehr begleiteten uns. Als ich eines Tages zu weit hinausschwamm, knallte der Schuß und schlug die Kugel hart neben mir ins Wasser, als Warnungszeichen, daß ich zurückkehren sollte. Wir durften nach Hause schreiben, und im Monat August hatte ich die große Freude Nachrichten aus der Heimath zu erhalten und Fr. 900 auf das Haus Meuron und Comp. in Lissabon. Diese Summe war für mich eine große Linderung meines Elends. Ich konnte wenigstens meine Kleidung wieder in ordentlichen Stand setzen und etwas für noch schlimmere Tage sparen.

Am 17. September kam ein Ordonnanzoffizier des Generals Loneaste und kündigte uns an, daß wir ausgewechselt würden. Unsere Freude war grenzenlos. Man schiffte uns ein. In Setuval bestätigte der General die Nachricht, wir würden auf die Vorposten geführt und gegen gefangene portugiesische Offiziere

ausgetauscht. Allein wer schildert unsere Ueberraschung, als wir bei unserer Ankunft in Lissabon wieder in ein Loch im Arsenal eingesperrt wurden. Unsere Reklamationen, unser Geschrei wurden nicht beachtet; man sagte uns wiederum, es geschähe nur, um uns gegen die Volkswuth zu schützen.

Der Marschall Massena war mit drei Armeekorps nach der Wegnahme von Cuidad-Rodrigo und Almeida in Portugal eingedrungen. Die englisch-portugiesische Armee ging nach der Affaire von Busaco hinter die verschanzten Linien von Tores-Vedras. Eine glückliche Attake gegen diese dreifache Reihe von Werken, deren linker Flügel sich ans Meer, deren rechter sich an den Tago lehnte, hätte die englische Armee zur Einschiffung gezwungen. Ihre Maßregeln wurden demgemäß getroffen; über 300 Transportschiffe lagen im Hafen von Lissabon. Kriegsschiffe waren bereit, um sie zu bewachen, die Einschiffung zu beschützen und die Stadt im Zaum zu halten. Die Kranken wurden eingeschifft und die Forts desarmirt, um nicht dem Sieger zu ermöglichen, die Wegfahrt zu erschweren.

Wir wußten von der Nähe der französischen Armee und hofften, daß es ihr gelingen möge, nach Lissabon vorzudringen. Unterdessen hielt man uns in einem schändlichen Gefängniß, in welchem uns das Ungeziefer keine Ruhe ließ; man gab uns nicht einmal Stroh zum Lager. Offenbar dachte man nicht daran uns auszulösen. Wir sandten unsere Reklamationen an die portugiesische Regierung, allein ohne Antwort zu erhalten. Am 21. September kamen englische und portugiesische Offiziere mit einem Deta-

schement Truppen und verlangten die im Dienst ältesten Offiziere, um sie nach England einzuschiffen. Nach England eingeschifft zu werden — im Augenblick, wo wir die französischen Kanonen zu hören glaubten — das war zu bitter. Die Verzweiflung stachelte uns die wachhabenden Offiziere mit Verwünschungen zu überschütten; allein was nützte es? man führte uns fort. Man zwang uns in eines der Schiffe zu steigen und wir waren in den Händen der Engländer trotz den Bestimmungen unserer Kapitulation. In Portugal durften wir hoffen, eines Tages ausgewechselt zu werden. Aber in England, wo sich bereits fast 60,000 französische Gefangene befanden, und wo die Verhältnisse weder auf eine Auswechslung noch auf Frieden hoffen ließen, mußten wir uns auf eine endlose Gefangenschaft gefaßt machen und damit auf unser Avancement verzichten und auf Alles, was ein Soldat in seinem Dienste hoffen darf.

Die Haupleute G., M., J. und ich kamen auf das gleiche Schiff. Es war eine Brigg zu zwei Masten, welche als Spital diente und mit kranken und verwundeten Engländern angefüllt war. Unsere Hängematten waren im Zwischendeck aufgehängt; als weitere Möbel erhielt jeder eine kleine Matratze, eine Decke und eine kleine Gamelle. Von der Rhede aus hatten wir einen prächtigen Blick auf Lissabon; die Stadt dehnte sich wie ein Amphitheater bei zwei Stunden weit am Tago aus, der bei seiner Mündung selbst bei zwei Stunden breit ist. An den Ufern glänzten die prächtigsten Paläste und Kirchen; im Hafen wiegten sich hunderte von großen und kleinen Schiffen, überall herrschte

Die auf Basel bezügliche Litteratur

des Jahres 1863.

Vom

Herausgeber.

Becker, A. Wolfgang, die Kunst und die Künstler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig. (Behandelt Hans Holbein.)

Bericht, neun und zwanzigster, des Stadtraths zu Basel an den großen Stadtrath.

Burtorf-Falkeisen, Dr. **Karl,** baslerische Stadt- und Landgeschichten aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Fechter, Dr. **D. A.** Beiträge zur ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst in Basel. (Im Basler Taschenbuch auf das Jahr 1863. S. 245 ff.)

Gengler, Dr. **Heinr. Gottfried,** Codex juris municipalis Germaniæ medii ævi. Regesten und Urkunden zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte der deutschen Städte im Mittelalter. Bd. I. Heft I. Erlangen. (S. 228 bis 156 wird Basel behandelt)

Geschichte der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. Sechsundachtzigstes Jahr.

Jahresbericht, erster, des deutschen Hülfsvereins in Basel.

Iselin, Fritz, Basilius Amerbach. (Im Basler Taschenbuch auf das Jahr 1863 S. 157 ff.)

Latruffe, Franck, Huningue et Bâle devant les traités de 1815. Considérations politiques et historiques sur la nullité de l'article III. de ces traités. Paris.

Neujahrsblatt, XLI. für Basels Jugend, herausgegeben von der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen. (Behandelt das Schulwesen im Mittelalter, die Gründung der Universität, die Anfänge der Buchdruckerkunst) Verfasser: Dr. D. A. Fechter.

Speiser, Joh. Jakob (in der Gallerie berühmter Schweizer. 1te Lieferung) Baden.

Verwaltungsbericht, neunundzwanzigster, des Kleinen Raths und sechszehnter Bericht des Appellationsgerichts über die Justizverwaltung vom Jahr 1862 an den großen Rath.

Schmid, Lic. Alexander Rudolf Vinet (in der Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche, herausgegeben von Dr. Herzog Bd. XVII. S. 766–820.)

Waller, Emil, das alte Volkstheater der Schweiz nach den Quellen der Schweizer- und süddeutschen Bibliotheken. Zürich. (Enthält S. 4—43 die baslerischen Dramen.)

Wieland, Carl, Bürgermeister Johann Heinrich Wieland in den Jahren 1813—1815. (Im Basler Taschenbuch auf das Jahr 1863. S. 1. ff.)

Zu verbessern.

S. 187 L. 10 lies „den besten Wein".

Altdeutsches Lesebuch nebst Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. Poesie und Prosa vom IV bis XV Jahrhundert. Vierte Ausgabe in zwei Bänden von zusammen 68 Bogen, Royal-Octav. Preis brosch. 15 Fr. — Beide Theile in elegantem Einbande 18 Fr.

Kleineres altdeutsches Lesebuch nebst einem Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. Ein Band von 50 Bogen, Roy.-8. brosch. 10 Fr. Eleg. geb. 12 Fr.

Proben der deutschen Prosa seit dem Jahr 1500 bis auf die neuste Zeit, von W. Wackernagel. Zwei Bde. von zus. 82 Bogen roy. 8°. Preis br. Fr. 13. 80. Schön geb. Fr. 18. —

Sammlung der Gesetze und Beschlüsse, wie auch der Polizeiverordnungen des Kantons Basel. Auf Befehl der h. Regierung gesammelt. Erster bis siebenter Theil in einem Bande geb. Fr. 5. — Band VIII—XV (1833—1863.) Jeder Band in Carton gebunden. Fr. 5. —

Aus dem ältern Verlag:

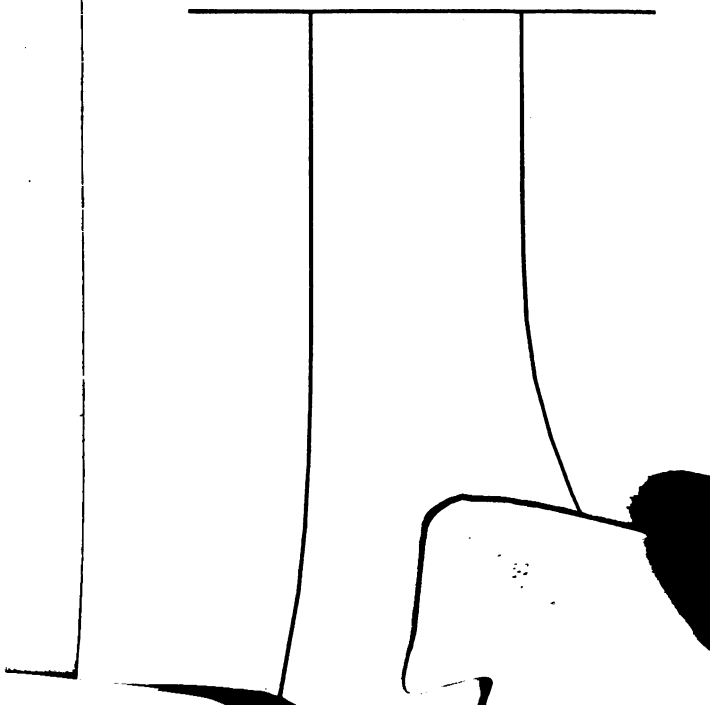
Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Acht Bände. Herausgegeben von Peter Ochs. Fr. 24.

Baslerisches Bürgerbuch. Herausgegeben v. M. Lutz. Früherer Preis Fr. 5. 70. Jetzt Fr. 3. —

Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel, von M. Lutz. 3 Bde. mit Karte. br. Fr. 8. (Früherer Pr. Fr. 11. 50)

Stanford University Libraries
3 6105 014 721 448

DG
381
B33
V.12
1864

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.